Wohin?

Eine Unterhaltung aus dem neunzehnten Jahrhundert

von

Otto Seemann.

Gutta in lapidem.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1866.

Wohin?

Eine Unterhaltung aus dem neunzehnten Jahrhundert

von

Otto Seemann.

Gutta in lapidem.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1866.

Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden Gesinnung. Die Cultur fügt dieser Veredelung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntniß und dem Gefühl des gesammten geistigen und sittlichen Strebens auf die Empfindung und den Charakter ergießt.

Wilhelm von Humboldt.

Blunau. So langsam wandelnd und offenbar in Gedanken vertieft, Herr Tardow? Ich will nicht stören. Nur diesen Gruß und Adieu.

Tardow. Sie stören mich nicht, Herr Pastor, und wenn Sie mir erlauben Sie zu begleiten, will ich gern meinen Schritt beschleunigen.

Blunau. Lassen Sie mich den meinen lieber mäßigen; es plaudert sich besser, wenn man nicht allzu schnell geht. Darf man fragen, womit Sie sich eben beschäftigen?

Tardow. Mit einem Vorfall, den ich gestern erlebte, und der wesentlich in Ihr Gebiet einschlägt. Ich sah mich plötzlich in die Nothwendigkeit versetzt, die Rolle des Seelenarztes zu übernehmen.

Blunau. Ist Ihnen die Kur gelungen?

Tardow. Der Fall gehört zu den schwierigen; lassen Sie sich den Hergang erzählen. Ich kam zu einer Frau, die vor wenigen Monaten ihr vierjähriges Kind verloren hat, ihr einziges. Die Ehe ist unglücklich, da die Gatten nicht zu einander passen; er doppelt so alt als sie, ein glücklicher Geschäftsmann, für jede ideale Richtung vollständig ohne Sinn und Empfänglichkeit; ich habe vor etwa vierzig Jahren mit ihm auf derselben Schulbank gesessen;

sie mit tiefem Gefühl und reichem Geist ausgestattet. Ich muß zufällig etwas gesprochen haben, was den Anstoß gab, oder das Gefäß floß über, weil von innen empor der Quell zu stark sprudelte, sie brach inmitten der Unterhaltung, ohne daß ich mich dessen versah, in Thränen aus, hielt sich dann für verpflichtet mir Beichte abzulegen, und ich schaute ein Herz an, das den Glauben verloren, den Zweifel gewonnen und den Ausweg aus seinem Labyrinth noch nicht gefunden hat.

Blunau. Und was thaten Sie?

Tardow. Ich versuchte zuerst die gewöhnlichen Hausmittel, — entschuldigen Sie den Ausdruck, Herr Pastor, ich finde im Augenblick keinen passenderen.

Blunau. Was nennen Sie gewöhnliche Hausmittel?

Tardow. Die Lehren der christlichen Kirche.

Blunau. Von denen Sie also nicht gerade viel halten?

Tardow. Das will ich nicht ohne Einschränkung sagen. Die alten Lehrsätze und Formeln wirken, wo — nun, wo sie eben noch wirken. Allein sie reichen oft nicht mehr aus, und heut zu Tage kommen Fälle der Art immer häufiger vor. Wenn das Christenthum wirken soll, bedarf es des Glaubens, und der Glaube wird immer seltener.

Blunau. Ihr Hausmittel wirkte gestern nicht?

Tardow. Nicht im geringsten.

Blunau. Wie haben Sie es angewandt?

Tardow. Wollen Sie mir gestatten meine Patientin redend einzuführen? Ich darf freilich nicht hoffen die Gluth

ihrer Worte zu erreichen, aber den vollen Sinn wieder zu geben, kann ich versprechen.

Blunau. Sie machen mich neugierig.

Tardow. Seitdem ich den qualvollen Tod meines unschuldigen Kindes gesehen, sagte sie, habe ich mich meiner Gedanken nicht erwehren können, ich bin von Zweifel in Zweifel gestürzt, und Alles, woran ich mich zu halten versuchte, war morsch und zerbröckelte, wenn ich es anfaßte. Ich habe gerungen und gebetet, ich habe mir bittere Vorwürfe gemacht über meine Schwäche, aber umsonst. Was hilft das Beten, wenn man nicht glaubt, und ich kann nicht glauben, wo mein Verstand mit dem Glauben in Widerspruch geräth. Je eifriger ich suche, desto weniger finde ich. Ich sehe eine Weltordnung, in der das Unschuldige leidet und das Gute verkommt, in der die Gewalt herrscht und die Gemeinheit den Sieg davon trägt. Und wem muß ich's zur Last legen? Wer hätte es anders einrichten können, wenn er gewollt? Wer also wollte es so, wie es ist, selten erträglich, meistens grauenvoll und entsetzlich? Ich habe keine andere Antwort auf diese Fragen als die unseligste: „es war die Absicht des Schöpfers", und wer kann sich dabei beruhigen?

Blunau. Was entgegneten Sie?

Tardow. „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege".

Blunau. Wenn Sie ein so ironisches Gesicht dabei machten und der armen Frau zeigten, daß Ihnen die tie-

fen Worte nur als nichtssagende Redensart gälten, so war es natürlich, daß die Unglückliche keinen Trost fand.

Tardow. Sah ich ironisch aus, so war das nur eine Folge der Erinnerung, wie wenig der gute Spruch half; gestern aber hatte der Schmerz, der aus der klagenden Mutter hervorbrach, mich dermaßen ergriffen, ich hatte so sehr die Absicht ihr beizustehn, daß Sie in meinen Ernst keinen Zweifel zu setzen brauchen.

Blunau. Welche Antwort ertheilte sie Ihnen?

Tardow. Sie sagte: das heißt, Gott führt auf wunderbaren Wegen Alles zum Heil und verwendet sogar das Böse zum Guten? In dieser Rechtfertigung kann ich nichts sehen, als den verworfenen Satz des Jesuitismus, der Zweck heiligt die Mittel; etwa um mich zu bessern oder um mich zu strafen folterte er mein unschuldiges Kind. Unerforschlich mögen seine Rathschlüsse sein, aber gut sind sie nicht, oder man mißt mit zweierlei Maaß und nennt gut bei ihm, was böse bei uns heißt. Er ist allmächtig, warum wendet er seine Macht so verderbenbringend an? Man stellt ihn als liebenden Vater der Menschen hin, aber welcher Vater würde sein Kind so grausam quälen, wie er das Meinige quälte bis in den Tod?

Blunau. Das nenne ich stark, um keinen härteren Ausdruck zu brauchen! So wenig Ergebung in Gottes heiligen Willen? Sie riefen ihr doch die Erbsünde in das Gedächtniß?

Tardow. Mit dem schlechtesten Erfolg. Sie erwiderte mir, in Verbindung mit Gott, dem Allgütigen, dem

Gerechten gebracht, sei die Erbsünde ihr vollkommen unbegreiflich. Für die That des Einen solle der Andere büßen, für den Schuldigen der Unschuldige? Das sei nicht einmal menschliche Gerechtigkeit, viel weniger göttliche.

Blunau. Welche Verblendung! Was hat sie denn gethan, um die besondere Gnade des Ewigen zu verdienen?

Tardow. Sie können sich denken, Herr Pastor, daß auch ich diesen Gedanken nicht unerwähnt ließ; aber ich erhielt eine merkwürdige Antwort. Damit deuten Sie an, sagte sie, daß alles Unheil, welches uns nicht widerfährt, ein huldreiches Geschenk sei. Für einen Nero und Busiris mag das ausreichen, aber nicht für Gott, welcher der liebende Vater der Menschheit sein soll. Gestattet das menschliche Recht gewisse Ansprüche der Kinder an ihre Eltern, was sind leibliche Eltern gegen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde? Und gegen ihn sollten keine Ansprüche erhoben werden dürfen, gegen ihn, der uns unendlich mächtiger, unendlich liebevoller geschildert wird?

Blunau. Der Schmerz scheint die Unglückliche wahnsinnig gemacht zu haben, sonst wäre die Vermessenheit dieses Haderns mit Gott unerklärlich.

Tardow. Ich suchte ihr Demuthsgefühl zu erregen, ich stellte ihr vor, daß an vielen Uebeln der Welt der Mensch selber die Schuld trage, allein sie fertigte mich in einer Weise ab, daß ich verstummen mußte. Meine Geschicklichkeit in der Führung christlicher Waffen reichte gegen ihren Angriff nicht aus. Daß der Habicht die Taube und der Wolf das Lamm in Stücke reißt, sagte sie, daß in der

Thierwelt beinahe eben so viel gelitten wird als unter den Menschen, ist das Nichts? Wird auch auf diesem Gebiet dem Menschen die Schuld aufgebürdet, oder wird die Taube gestraft und das Lamm gezüchtigt wegen eigener Verbrechen? Ich gestehe Ihnen offen, ich hatte den Muth nicht ihr zu erwidern: „Was Gott ordnet, das ist löblich und herrlich", oder: „Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regieret". Ich fühlte das Unzureichende solcher Citate; ich wollte indeß auch den Boden des Christenthums noch nicht verlassen und suchte daher abzulenken. Es widerstrebt Ihrem Gerechtigkeitssinn, meinte ich, da Buße zu sehn, wo von Schuld nicht die Rede sein kann, weil keine Freiheit vorhanden ist. Aber stellt sich die Sache nicht anders beim Menschen? Ist der mit freiem Willen Begabte nicht verantwortlich dafür, wenn er statt des Guten das Schlechte wählt? In zahllosen Fällen zeigt sich das Leiden als Folge der freien That; es rächt sich die Unklugheit, der Mangel an Vorsicht erhält seine Strafe, die Leidenschaft büßt ihre Hitze und die Böswilligkeit fällt in die eigenen Schlingen. Bei Wahrnehmungen dieser Art nennen wir die Leiden verdient, aber wir kennen unsere Kurzsichtigkeit, wir wissen, daß wir oft erst nach langer Zeit den Zusammenhang von Unglück und Schuld einsehen, warum sollte er auch nicht da stattfinden, wo wir ihn bei der beschränkten Dauer unseres Lebens gar nicht erblicken?

Blunau. Begriff sie die Richtigkeit dieser Bemerkungen?

Tardow. Im Gegentheil, sie wies mir das Falsche

derselben nach. Sie sagte: die Unvorsichtigkeit einer Minute mit jahrelangem, schmerzlichem Siechthum bestrafen, das ist nicht gütig, und einen leidenschaftlichen Augenblick mit lebenslänglichem Elend heimsuchen ist nicht gerecht.

Blunau. Aber diese unselige Frau mißt fortwährend die Eigenschaften Gottes mit dem elenden Maaßstab des Menschlichen! Wenn von göttlichen Dingen die Rede ist, haben alle Ausdrücke nur eine analoge, eine annähernde Bedeutung.

Tardow. Das habe ich freilich nicht geantwortet, aber ich lasse es auch nicht gelten. Mit welchem Maaßstab soll denn der Mensch messen als mit dem menschlichen, da er doch keinen andern besitzt? Wenn von göttlichen Dingen gesprochen wird, hätten alle Ausdrücke nur eine analoge, annähernde Bedeutung? Das heißt, doch eine unklare, verwischte also nicht zu benutzende. Man macht sich mit solchen Worten sehr leicht, ohne daß man es weiß, blauen Dunst vor, und ich habe es mir daher als Regel aufgestellt, immer so deutliche und scharfe Ausdrücke zu gebrauchen als mir irgend nur möglich.

Blunau. Das ist sehr lobenswerth, wenn es nicht in Wissensstolz ausartet.

Tardow. Von Wissensstolz konnte bei der leidenden Frau wahrlich die Rede nicht sein; ich hörte den Angstruf eines Verstandes, der sich umsonst redlich angestrengt hatte aus seinem Labyrinth von Zweifeln zu fliehen, und der einen Ausweg brauchte und nicht eine neue Wendung.

Menschliche Ausdrücke müssen in ihrem menschlichen Sinn gelten, sonst haben sie gar keinen.

Blunau. Also auch Sie wollen mit irdischem Verstande das Wesen Gottes ausmessen?

Tardow. Nein, Herr Pastor, das will ich nicht; ich verwahre mich ganz ausdrücklich vor einem so thörichten Beginnen. Aber lassen Sie mich, wenn ich bitten darf, vorläufig noch aus dem Spiel. Ich theile Ihnen nur mein gestriges Erlebniß mit, und habe Ihnen gezeigt, daß ich mit der Unerforschlichkeit der Wege Gottes, mit der Erbsünde, — die ja auch in der Kirche einen fortwährenden Streitpunkt bildet, — kurz mit der christlichen Theorie vom Uebel gegen den geraden Verstand dieser Frau nichts ausrichten konnte. In einer meiner Entgegnungen hatte ich den freien Willen des Menschen als selbstverständlich angenommen. Sie wissen, wie streitig auch dieses so leicht zu verdunkelnde Thema ist, ich ließ aber die Leidende nichts davon merken, da es ja möglich war, von dieser Stelle aus heilend, das heißt beschwichtigend, auf sie einzuwirken; allein diese Hoffnung schlug fehl. Bei ihrem Monate hindurch fortgesetzten Grübeln und der Geradheit und Schärfe ihrer Auffassung hatte diese außerordentliche Natur auch hier in aller Naivetät einen Kernschuß gethan. Ein freier Wille? rief sie aus, wie kann etwas Geschaffenes frei sein? Nur der Schaffende ist frei, das Geschaffene unfrei; es folgt dem Willen, es besteht nur nach dem Willen des Schöpfers; es ist, wie es sein muß, es will, wie es wollen muß, es kann nicht anders wollen als sein Schöpfer gewollt hat.

Die Mutter, an welcher der Hunger nagt, befriedigt dennoch zuerst ihr schmachtendes Kind, — kann sie anders, muß sie nicht wollen, was sie thut? Und wenn sie in unnatürlicher Selbstsucht zuerst an sich dächte, wenn die eigene Qual sie taub machte gegen das Winseln des Lieblings, — muß sie nicht wieder? Ist denn der Wille des Menschen eine Ausnahme in der Schöpfung, ein Wunder, das nicht dem festen, unwandelbaren Gesetz unterliegt: keine Wirkung ohne Ursache? Ist dieser Wille nicht aus Begierde und Einsicht zusammengesetzt? Die Begierde, der thierische Trieb, soll durch das Menschliche, die Vernunft, geregelt werden. Die Begierde ist nichts Freies, und die Vernunft hat bei den verschiedenen Individuen ein unendlich verschiedenes Maaß, zu verschiedenen Zeiten tritt sie bei demselben Individuum bald stärker bald schwächer auf, bald bezwingt sie den thierischen Trieb, bald übertäubt er ihre Stimme, aber jedesmal sind beide in feste Grenzen geschlossen, die nicht das Geschöpf setzte, sondern der Schöpfer. Wie kann der Wille frei sein, wenn seine Bestandtheile der Freiheit entbehren? Und die Allwissenheit Gottes und die Freiheit des Menschen, — Gott, der den Willen des Verbrechers von Ewigkeit vorher wußte, und der bejammernswürdige Elende, der Gottes Wissen unmöglich Lügen strafen konnte, und der doch anders handeln *sollte* als er handeln *mußte*, — mein Verstand reicht zur Lösung nicht aus!

Blunau. Da liegt das Richtige. An dieser Einsicht sollte sie festhalten und glauben; glauben an die christliche

Lehre, die alles umfaßt, was der Mensch zu seiner Beruhigung, Besserung und Erleuchtung bedarf.

Tardow. Aber, lieber Herr Pastor, das ist leichter gesagt als gethan. Es giebt eine Unzahl von Menschen, die eben ihres Verstandes wegen nicht glauben können, und unfähig sind, den zuweilen so unbequemen Verstand los zu werden. Es ist nicht Jedermann's Sache, mit offenbaren Widersprüchen im Kopf ruhig umherzugehen. Mancher kann es, mancher kann's nicht, und für diese Nichtkönnenden ist der Glaube unmöglich.

Blunau. Der rechte Glaube kennt keine Widersprüche.

Tardow. Jede Religion tritt mit dem Anspruch auf, den rechten Glauben zu lehren, und jede verdammt jede andere als falsch. Jede verlangt unbedingtes Zutrauen für ihre Wunder und fertigt die Wunder jeder anderen als Lügen ab. Außerdem hat jede im eigenen Schooß ihre Ungläubigen. Dahinter versteckt sich offenbar ein Fehler, ein Uebelstand. Meine Patientin kann nicht glauben, was die christliche Kirche lehrt, weil sie in diesen Lehren Widersprüche entdeckt.

Blunau. Sagen Sie lieber, weil sie bei unrichtigem Verständniß dieser Lehre Widersprüche zu entdecken glaubt. Wäre der Verstand fähig, alle Widersprüche hier schon zu lösen, so brauchten und hätten wir keine Religion, aber weil er das nicht kann, bedarf er des Glaubens, daß dort sich ihm lösen wird, was hier räthselhaft bleibt. Diesen undurchdringlichen Schild des Christenthums —

Tardow. Ließ die arme Mutter nicht gelten. Eine

Aufklärung? sagte sie, was hier unbegreiflich ist, sollte dort klar werden? Dann müßten wir neue Fähigkeiten erhalten, Kräfte, die unsere jetzige Natur durchaus veränderten. Wesen, welche begreifen, daß Gerechtigkeit und Güte auf Erden herrscht, daß unsere Leiden nicht Leiden sind, sondern Wohlthaten, müßten anders denken als wir, anders empfinden als wir, anders sein als wir. Nicht wir wären dann aufgeklärt, sondern Fremde, Andere, was hülfe das uns?

Blunau. Welch ein erstaunlicher Fall von Hochmuth und Trotz des Verstandes! Die Frau entwickelt eine wahrhaft diabolische Sophistik. Aber es ist interessant zu sehen, wohin der Mensch sich verirrt, wenn er der eigenen Kraft vertraut, und den vorgezeichneten Weg verläßt. Also auch eine dereinstige Enthüllung der Mysterien glaubt sie nicht! Wohl auch kein Wiedersehn, keine Vergeltung?

Tardow. So ist es, Herr Pastor, was ihr an Glaubenskraft fehlt, scheint durch eine eiserne Consequenz der Gedanken fast aufgewogen. Allerdings nicht zu ihrem Glück! Sie hätten ihr Leid, ihre Trostlosigkeit hören sollen, als ich ein Wiedersehn andeutete! Wer soll wen wiedersehn? rief sie im heftigsten Schmerz. Ich, mit meinem jetzigen Gefühl mein trautes, süßes Kind, meinen Emil, — oder ich, die Greisin, die von Gram Abgestumpfte, einen bis dahin gleichfalls Entwickelten, vollständig Veränderten, der mich nicht kennt, und den ich nicht kenne? Oder sollte das Kind geblieben sein und soll nur ich der Veränderung erliegen? Wohin ich mich wende, welchen Fall ich auch setze, ich kann nicht vorwärts. O Gott, o Gott, wer nicht denken

dürfte! Wer glauben könnte, glauben, ohne zu denken! Und eine Vergeltung? Was soll vergolten werden? Die Tugend, der Gott die Gelüste und die Widerstandskraft so einrichtete, daß sie tugendhaft blieb, erhält dafür noch eine außerordentliche Belohnung, und das Laster, das hier schon die Hölle im Busen trug, weil es schlimmen Versuchungen erlag, das Laster, mit dem ich schon hier ein so tiefes Mitleid fühle, wird abermals gepeinigt? Ich kann das nicht glauben, ich kann es nicht. Helfen Sie mir!

Blunau. Wenn ein Mensch, der nicht zu schwimmen versteht, aller Warnungen ungeachtet, baden ginge, wo Tiefen vorhanden sind, und dann Gefahr liefe, zu ertrinken, würden Sie da nicht sagen: welch ein Vorwitz?

Tardow. Wenn ein Matrose im Sturm, beim Einreffen der Segel, über Bord geschleudert wird, müßten Sie nicht sagen: welch ein Unglück? In beiden Fällen aber würden wir Rettung versuchen.

Blunau. Und wenn man meinem Vorwitzigen eine Stange hinreichte, und er wäre zu stolz, sie zu fassen, weil er durch eigene Kraft das Ufer gewinnen will?

Tardow. Und wenn man meinem Unglücklichen ein Tau zuwürfe, und er könnte es nicht ergreifen, weil ihn der Wogenschwall hindert? Sie sprechen, als ob es in unserer Macht stünde, den Gedanken, welche in uns auftauchen, beliebig zu folgen oder nicht. Ich bin der entgegengesetzten Ansicht; wenigstens habe ich an mir die Erfahrung, daß ich zu Ende denken muß, wenn ich zu denken begonnen habe.

Blunau. Zu Ende denken! Als ob das angeht! Der

Glaube ist ein Bedürfniß der Menschheit, und Sie wollen es ableugnen.

Tardow. Woraus schließen Sie das? Ich glaube an vielerlei, nur ist mein Glaube nicht mehr ein angelernter, sondern ein Nebenresultat meines Denkens, ein Thürmchen, das über dem Gebäude des Wissens sich erhebt, und eine freiere Fernsicht gestattet.

Blunau. Das klingt ja recht selbstzufrieden. Doch, um noch einmal auf Ihre Patientin zurück zu kommen, was fingen Sie an, als Ihre Hausmittel, wie Sie sie nennen, nicht anschlugen?

Tardow. Nachdem ich gesehen, daß der Acker, den ich bestellen sollte, für den Reisbau nicht taugte, versuchte ich es mit Weizensaat.

Blunau. Und die ging lustig auf?

Tardow. Gut Ding will Weile haben.

Blunau. So, so! Eine gesegnete Erndte ist also noch nicht eingefahren. Aber, verlassen wir die Bildersprache. Um der Sache gerade auf den Leib zu gehn, Sie sind wohl Materialist?

Tardow. Wüßte ich genau, was Sie unter diesem Ausdruck verstehen, so könnte ich kurzweg ja oder nein antworten. Nennen Sie den einen Materialisten, der sich einbildet, die Welt begriffen zu haben, wenn er die chemischen Bestandtheile der einzelnen Körper aufzählen kann, so bin ich kein Materialist; gilt Ihnen der als solcher, der menschliches Denken nur innerhalb des Causalitätsgesetzes für brauchbar hält, der annimmt, daß alles, was außerhalb des

Zusammenhanges von Ursache und Wirkung liegt, der Denkkraft nicht zugänglich sei, dann bin ich Materialist. Doch, der Sache zu Leibe zu gehn bin ich erbötig, und so erkläre ich Ihnen, daß ich die Zweifel der unglücklichen Frau, von welcher wir sprachen, selbst durchgemacht habe, daß ich sie wohl begründet und durch das Christenthum unlösbar gefunden, daß ich mit einer weisen Regierung der Welt, mit der Erbsünde, dem freien Willen, der Unsterblichkeit der Seele nichts mehr zu thun habe, —

Blunau. Ho, ho, nun kann ich schon selbst fortfahren: daß ich kein Christ bin, daß ich an keinen Gott glaube, daß ich keine Moral anerkenne, —

Tardow. Da thun Sie mir Unrecht. Betrachten Sie mich als einen Bruder, der zum siebenzigsten Mal an Ihnen gesündigt hat, und dem noch siebenmal so oft Verzeihung zukommt, und dann erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich nur das vertrete, was ich gesagt, nicht aber Ihre Fortsetzung.

Blunau. Ich bitte Sie herzlich um Entschuldigung, Herr Tardow, es war nicht böse gemeint, das Fleisch unterlag wieder einmal seiner angeborenen Schwäche, aber ich will es besser im Zaum halten, das verspreche ich Ihnen.

Tardow. Eigentlich bin ich es, der um Vergebung zu bitten hat. Das Gespräch, in welches ich Sie verwickele, darf ich mit Jedermann führen, nur nicht mit einem Geistlichen.

Blunau. Ich verstehe. Sie meinen, es sei unhöflich, einem Arzt ins Gesicht zu sagen, daß man nichts oder sehr

wenig von seiner Wissenschaft halte. Aber es giebt Fälle, in denen Bedenken der Höflichkeit schweigen müssen, und solch ein Fall liegt hier vor. Betrachten wir einander als zwei Männer, die sich gegenseitig die Schwächen ihrer Ansichten nachweisen wollen, als zwei Männer, die ohne jede Rücksicht nur der Wahrheit nachstreben. Wer soll denn unsere heilige Religion verfechten, wenn nicht wir, ihre Diener?

Tardow. Wohlan denn. Sie meinten vorhin, ich sei kein Christ. Ich gestehe Ihnen, es kommt mir auf den Namen nicht an, denn ein Christ war Papst Alexander der Sechste, ein Christ war Philipp der Zweite von Spanien, und andererseits war der heilige Borromäus ein Christ. Aber, da doch ein Begriff bei dem Worte sein muß, wollen Sie mich für einen Christen gelten lassen, wenn ich erkläre, daß ich mein persönliches Wohl nur im Wohl der Menschheit finde, und das Wohl der Menschheit darin erblicke, daß sie von dem Uebel in der Natur möglichst frei werde, und in Eintracht und gegenseitiger Unterstützung zu immer vollerem Genuß ihrer Kräfte gelange?

Blunau. Das wäre eben so viel wie: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen; haben Sie das „Ehre sei Gott in der Höhe" absichtlich fortgelassen?

Tardow. Ja, denn meiner Ansicht nach macht es das Uebrige unmöglich. Im Streit über das Wesen Gottes und über die Art, wie er zu ehren sei, nebst allem, was darum und daran hängt, ist der Friede auf Erden und das Wohlgefallen der Menschen gründlichst gestört worden. Wenn

du meinen Gott nicht auf meine Art ehrest, so schlage ich dich todt, — das ist in Kurzem der Inhalt der Entwickelungsgeschichte des Christenthums zur Zeit seiner Blüthe und Kraft.

Blunau. Und darum lassen Sie Gott lieber ganz aus dem Spiel? Was setzen Sie denn an seine Stelle?

Tardow. Die Bildung. So komisch das vorläufig sich anhören mag, einfach: die Bildung. Sie werde geehrt! Sie ist es, die den Menschen veredelt, so weit er veredelungsfähig ist. Die Religionen wollen, was nur die Bildung kann.

Blunau. Sie scheinen im Ernst zu sprechen und — ich verstehe Sie gar nicht. Die Bildung? Sie setzen die Bildung an die Stelle Gottes? Dann hat wohl die Bildung auch die Welt erschaffen?

Tardow. Ich könnte diese Frage bejahen. Der Gedanke der Weltschöpfung ist kein ursprünglicher, er erfordert bereits einen gewissen Bildungsgrad, er ist ein Produkt der Bildung. Der ganz rohe Mensch, der nur seine thierischen Bedürfnisse stillt, kennt seinen Fluß, seinen Wald, seine Pflanzen und Thiere, aber er weiß nichts von einer „Welt". Erst, wenn seine Vernunft einen verhältnißmäßig hohen Bildungsgrad erreicht hat, kommt er auf den natürlichen aber irrigen Schluß: so wie ich Bogen und Pfeile mache, so sind auch Steine, Bäume, Thiere, Regen und Sturm, Donner und Blitz in ähnlicher Weise verfertigt, und da ich unschuldig daran bin, so muß es ein Anderer gewesen sein, der weit stärker und kunstvoller arbeitet als ich. So bildet

der Mensch seinen Gott und läßt seinen Gott die Welt hervorbringen.

Blunau. Das soll doch nicht etwa eine ernst gemeinte Erklärung der Schöpfung sein?

Tardow. Ernst gemeint allerdings, aber Erklärung der Schöpfung natürlich nicht, sondern es soll nur zeigen, wie alle Schöpfungssagen entstehen müssen, und welcher Irrthum ihnen zu Grunde liegt. Ich mache Etwas aus Etwas. Wer hat das erste Etwas gemacht? Ich nicht, meinesgleichen eben so wenig, also — Gott. Woraus? Aus — Nichts. Unser Geist kann nur die Veränderungen auffassen, welche das Seiende durchmacht; das Wesen des Seins zu erklären, übersteigt unsere Kraft, deren Aufgabe nur darin besteht, die Gesetze kennen zu lernen, nach welchen das Seiende wirkt, und diese Gesetze vernünftig anzuwenden. Als Kind mußte ich die Worte nachsprechen: Gott schuf die Welt aus Nichts. Seitdem ich denke, sind mir das unverständliche Klänge. Versuchen Sie es einmal selbst. „Nichts" ist die bloße Verneinung; sie setzt ein „Etwas" voraus, das verneint werden soll. Aus dem Begriff „Etwas" leitet sich der Begriff „Nichts" ab, aber nicht umgekehrt. Gott schuf die Welt aus Nichts, — wir haben vor diesem Satz aus frühester Kindheit her einen angelernten Respekt. Ich will ihn übersetzen aus dem Mysteriösen in das Verständliche. „Gott schuf die Welt aus Nichts" heißt: „Der Mensch kann den Anfang nicht begreifen".

Blunau. Gott schuf die Welt aus Nichts, und, der

Mensch kann den Anfang nicht begreifen, sollte ein und dasselbe sein?

Tardow. Hier steht eine Eiche. Sie sproßte aus einer Eichel empor. Die Eichel kam aber von einer Eiche und so fort in alle Ewigkeit. Der Eiche geht die Eichel vorher, der Eichel wieder die Eiche, und so verhält es sich überall, Sie mögen ansetzen, wo Sie wollen. Sobald Sie mit irgend etwas beginnen, drängt sich die Frage auf: was ging diesem Anfang voraus, wie entstand er? Die Antwort lautet: Das menschliche Denken ist so beschaffen, daß es einen ursprünglichen Anfang nicht begreift, nicht faßt. Das ist deutlich, und einst wird die Zeit kommen, in welcher man es allgemein lehrt. Vorläufig indeß hängt man der klaren Erkenntniß den dunkelen Mantel um: „Gott schuf die Welt aus Nichts." Fragt ein Kind, wie er das machte, so sagt man geheimnißvoll und mit tiefsinnigem Ernst, das kannst Du noch nicht begreifen, warte nur, bis Du größer bist. Und das Kind wartet, und der Mann findet den unverstandenen Satz als eisernes Inventarstück seines Vorrathes von stehenden Redensarten, und spricht ihn gedankenlos nach, und schleppt sich damit bis an sein seliges Ende, und doch ist es nur das einfache „menschliches Denken faßt den Anfang nicht."

Blunau. Das mögen äußerst gewandte Turnstücke des Geistes sein, aber bleiben wir bei dem Praktischen. Wollen Sie einräumen, daß Gott den Menschen zuerst erschaffen mußte, bevor der Erschaffene alle diese Verrenkungen und Seiltänzerkünste ausklügeln konnte?

Tardow. Nein, denn auf diesem Weg kommen wir nicht einen Zoll vorwärts. Gestatten Sie mir eine kurze Frage. Wer schuf Gott?

Blunau. Er ist der Unerschaffene, der Ewige, der war, ist und sein wird.

Tardow. So betrachte ich die Welt. Sie ist unerschaffen, sie ist ewig, sie war, sie ist und wird sein.

Blunau. Also ganz einfach, Sie nennen „Welt", was ich „Gott" nenne.

Tardow. Es wird sich ein sehr merklicher Unterschied herausstellen. Was ich Welt nenne, ist eine Abstraktion, ein Produkt der Thätigkeit des menschlichen Denkens, der Ausdruck, der alle erdenkliche Mannigfaltigkeit, Dinge und Menschen, Erde und Sterne, Räume und Zeiten als ein großes unendliches Ganzes bezeichnet. Die Welt fordert keine Verehrung, kein Vertrauen, sie fordert nur eins, nemlich Verständniß. Was Sie aber Gott nennen, soll keine Abstraktion sein, sondern eine Persönlichkeit mit bestimmten Eigenschaften, nicht ein Produkt des Denkvermögens, sondern der Schöpfer desselben, keine Formel, sondern ein lebendiges Wesen. Sie sehen, der Unterschied ist bedeutend. Nachdem im Zusammenwirken jener zahllosen, ewigen Kräfte, deren Ursprung wir nicht fassen, deren Gesetze wir erforschen, und deren Gesammtheit wir die Welt nennen, — also, nachdem in der Welt alle nothwendigen Bedingungen erfüllt waren, entstand auf der Erde der Mensch, ein Wesen, noch wunderbarer als alle übrigen, ein Wesen, das unter vielem An-

deren, wozu es durch seine Natur gezwungen ist, auch den Begriff „Gott" bilden muß.

Blunau. Also ist Gott nicht der Schöpfer des Menschen, sondern der Mensch der Schöpfer Gottes? Da hört wirklich alles auf!

Tardow. Wenn Sie nur angelernte Wortverbindungen nicht für unumstößliche Wahrheiten nehmen wollten, so würden Sie bald sehen, daß nicht nur nichts aufhört, sondern im Gegentheil alles klarer und sicherer anfängt. Was Sie irre führt, ist das Wort „schaffen", das ich vermeide, und welches Sie brauchen. Haben Sie eine deutliche Vorstellung von dem Inhalte dieses Worts? Denken Sie sich etwas, wenn Sie aussprechen: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde?"

Blunau. Diese Worte bezeichnen das große Mysterium der Schöpfung.

Tardow. Wenn ich sage, der Mensch lernt allmählich die Naturgesetze kennen und anwenden, verbinden Sie mit diesen Ausdrücken klare Vorstellungen?

Blunau. Der Mensch muß erst geschaffen sein, ehe er die Naturforschung beginnen kann.

Tardow. Ich mag keine Worte gebrauchen, die ich selbst nicht verstehe, und „schaffen", in Ihrem Sinne genommen, ist solch ein Wort, aber genügt es Ihnen, wenn ich sage, der Mensch muß erst da sein, ehe er anfangen kann, zu forschen?

Blunau. Sind das nicht Wortklaubereien?

Tardow. Wahrhaftig nicht. Sie gehen vom Unbekannten aus, von Gott und der Schöpfung, und finden daher nie einen Uebergang zum Begreiflichen; ich halte mich an das Daseiende, Bekannte —

Blunau. Und somit giebt es für Sie keinen Uebergang in das Unbegreifliche?

Tardow. Nein. Ich habe die redliche Absicht, so weit zu gehen, als ich festen Boden unter mir fühle, aber nicht einen Schritt weiter. Ich gehe, bis ich an meine Schranke stoße und erkläre dann offen und ohne Rückhalt, hier kann ich nicht weiter; aber niemals thue ich, als ob mir bekannt wäre, was ich nicht weiß. Meine Träume, Phantasieen und Ahnungen nenne ich, wie ich sie wahrheitsgemäß nennen muß, Träume, Phantasieen und Ahnungen. Für mehr als sie werth sind, gebe ich sie nicht aus. Meine Unwissenheit erkenne ich stets bereitwillig an und habe schon eingestanden, daß ich einen Anfang, dem nichts vorherginge, einen absoluten Anfang nicht zu fassen vermag.

Blunau. Darauf kommen Sie wieder und immer wieder zurück, als ob es von ganz besonderer Wichtigkeit wäre! Was ist denn Großes damit gewonnen?

Tardow. Ein sehr Großes, wenn diese Erkenntniß richtig angewandt wird. Diesem Unerfaßlichen haben die Menschen die verschiedensten Namen beigelegt; sie haben es Urkraft, Weltgeist, das Absolute, Schicksal, Ursache seiner selbst, Gott, u. s. w. genannt, und es kommt mir wesentlich darauf an, Ihnen deutlich zu machen, daß alle diese Ausdrücke menschlichen Ursprungs sind, mannigfache Bezeichnungen für

denselben Begriff, nemlich für den Begriff des unbegreiflichen Anfangs.

Blunau. Also das ist des Pudels Kern? Sie glauben doch nicht damit etwas Neues entdeckt zu haben?

Tardow. Bewahre! Nur, ist Ihnen die Inconsequenz nie aufgefallen, mit welcher man nun verfährt? Kaum hat man dem Unbegreiflichen irgend einen beliebigen Namen geschenkt, so vergißt man, daß es sich eben um's Unbegreifliche handelt und stürzt auf Erklärungen. Die verschiedenen Namen hat ein verschiedenes Loos getroffen, eines der wunderbarsten den Namen Gott. Der ist aus dem Unbegreiflichen fast ein Bekannter geworden. Er ist jetzt ein Geist, und zwar der allervollkommenste, er ist unveränderlich, allmächtig, allwissend, allweise, wir lernen als Kinder seine sämmtlichen Eigenschaften der Reihe nach hersagen. Man hat eine Wissenschaft auf ihn gegründet, die Theologie, zu deutsch: Gottesgelehrsamkeit oder Wissenschaft von dem, was man nicht weiß.

Blunau. Daraus sollten Sie sehen, wie dringend das Bedürfniß dieses Erkennens empfunden wird, und wie Gottes Gnade die ewige Sehnsucht des Menschen durch die Offenbarung gestillt hat.

Tardow. Gestillt für die Anfangsstufen der Bildung, auf denen der Mensch unklar denkt, wenig weiß und grenzenlos glaubt; für die Zeit, in welcher die Lösung nicht zu beantwortender Fragen um so sicherer scheint, je unverständlicher sie klingt. Aber der erste Zweifler an einer Offenbarung enthüllt sie als unwahr, denn eine wirkliche Offen-

barung muß jeden Zweifel unmöglich machen. Hätte Gott wirklich gesprochen, so könnte der Mensch nie ungläubig den Kopf dazu schütteln. Mein Schluß ist einfach und zwingend. Ich sage: aus der Thatsache, daß über die Offenbarung gestritten wird, folgt, daß sie nicht Gottes sondern Menschenwerk ist.

Blunau. Und ich sage: die Wahrheit ist nur eine; aus eigener Kraft kann der Mensch sie nicht finden und darum hat Gott sie ihm offenbart.

Tardow. So, daß der Mensch nun kurzweg, ein für allemal sie besitzt?

Blunau. Gewiß; in der heiligen Schrift.

Tardow. Und woher der fortwährende Streit über dieses Buch?

Blunau. Aus menschlicher Schwäche. Hochmuth des Verstandes und Verstocktheit des Herzens treiben auch mit dem Heiligsten Spott, und verdrehen und verwirren selbst das Einfachste. Da Gott zum Menschen sprach, konnte er nur menschlicher Ausdrücke sich bedienen, und menschliche Ausdrücke sind verschiedener Auslegung fähig.

Tardow. Und welche wäre die richtige?

Blunau. Die, welche den Menschen zum Guten führt.

Tardow. Was jede versichert, und was doch, so weit es überhaupt angeht, nur der Bildung gelingt!

Blunau. Die Bildung vermag nichts und hat gar keinen Werth ohne den rechten Glauben.

Tardow. Der Glaube wird von der Bildung bestimmt. Wir gebrauchen doch beide das Wort Glaube als gleich-

bedeutend mit Religion, und verstehen darunter das Verhältniß des Menschen zu Gott?

Blunau. Allerdings, aber dieses Verhältniß ist nicht von der Bildung abhängig.

Tardow. Ganz und gar, denn mein Verhältniß zu Gott beruht auf meiner Vorstellung von Gott und diese auf meiner Bildung.

Blunau. Gottes Wesen ist ein für allemal durch die Religion unantastbar bestimmt.

Tardow. In dieser Behauptung liegt der Todeskeim aller Religionen. Sie wollen unveränderlich bleiben in den Anschauungen der Jahrhunderte, und die Anschauungen wechseln bei fortschreitender Bildung. An diesem Widerspruch gehn die Religionen zu Grunde, und ich kann Ihnen zeigen, wie die Dogmen des Christenthums von diesem Prozeß sich nicht ausnehmen lassen.

Blunau. Zeigen Sie nur, was Sie zeigen können! Es wird nicht viel werden.

Tardow. Das Dogma fordert den Glauben an einen allmächtigen, allweisen, allgütigen Gott. Dir droht ein Unglück? Gott ist allmächtig, spricht es, er kann Dir helfen. — Der Schlag ist gefallen, die Hilfe blieb aus! Gott ist allweise, tröstet es, er weiß besser als Du, was Dir frommt. — Aber ich litt und ich leide! Gott ist allgütig, erwidert es; Du wirst auf das Mildeste behandelt; danke dem Herrn, daß Dir nicht Schlimmeres widerfährt. Das Uebel wird weder abgestellt noch gelindert, es bleibt in wuchtiger Schwere lastend auf dem Nacken des Dulders. Diese Rich-

tung des Dogma's, auf ihre kürzeste Formel gebracht, sagt: Du leidest? Glaube, das ist Dir heilsam. Sehen Sie, daß für unsere Zeit dergleichen nicht paßt?

Blunau. Im Gegentheil! Es paßt vollkommen und wird stets passen. Sie schließen von sich, dem Ungläubigen, auf Andere, welche das Glück haben, im Glauben zu stehn, und Ihr Schluß wird falsch. Wer in Gott, seinem Schöpfer, zugleich den allgütigen Vater sieht, erträgt selbst das schwerste Leid und den größesten Schmerz mit einer Ruhe und Heiterkeit, von der Sie nichts ahnen.

Tardow. Mir sind einzelne Fälle der Art wohl bekannt, aber solche bevorzugte Naturen, mit unversiegbarer Heiterkeit und Geduld ausgerüstet, hat es immer gegeben, auch schon, ehe das christliche Dogma vorhanden war. Seitdem es existirt, müßten sämmtliche Christen jenes beneidenswerthen Zustandes theilhaftig sein, und —

Blunau. Sind es auch, wenn sie glauben.

Tardow. Wenn solch ein Preis dafür ausgesetzt wird, Erhabensein über alles Leid hier auf Erden und ewige Seligkeit droben im Himmel, — wer möchte nicht herzlich gern glauben? Allein da tritt wieder ein Mangel des Dogma's zu Tage; der Glaube zeigt sich als ein besonderes Talent, als eine Anlage, die nicht vom Menschen abhängt, sondern die er schon mit auf die Welt bringt. Es kann eben nicht Jeder, wie sehr er auch will. Das Dogma dreht sich bei diesem wichtigen Punkt in dem bekannten Zirkel: „Zum Glauben gelangt man durch eifriges Beten", und „ein Gebet, das wirken soll, muß ein gläubiges sein".

Scheinbar beginnt das Dogma mit Gott, bei näherer Prüfung kommt es jedoch zu Tage, daß Gott vorher schon nach einem menschlichen Vorbilde construirt wurde. Alle Widersprüche, welche dem Muster anhaften, sind auf Gott übertragen, und zeigen sich in gesteigertem Maaß. Allmacht, Allgüte und das irdische Jammerthal sind nicht zu vereinigen.

Blunau. Doch, doch, mein guter Herr Tardow! Ohne Mittel zur Strafe und Besserung kann eine Erziehungsanstalt gar nicht gedacht werden, und solch eine Anstalt zur Vorbereitung auf Höheres ist die Erde.

Tardow. Wenn Schuldige und Unschuldige, Erwachsene und Kinder zu Tausenden martervoll hingerafft werden vom Wirbelsturm, vom Ausbruch eines Vulkans, vom Erdbeben, findet auch dann Vorbereitung, Strafe und Besserung statt? Wer nicht blind ist, muß sehn, daß die Anschauungen der Jetztzeit mit diesen Behauptungen des Dogma's sich nicht mehr vertragen.

Blunau. Gottes Wege sind nicht die unsrigen. Er führt Alles zum Heil.

Tardow. Er braucht also böse Mittel zu guten Zwecken.

Blunau. Möge er Ihnen die Blasphemie verzeihen!

Tardow. Das ist kein Argument. Bei mehreren Ihrer Behauptungen habe ich Sie im Vortheil gelassen, ich habe die Schwächen Ihrer Offenbarungstheorie nicht —

Blunau. Damit haben Sie mir keinen Dienst geleistet; ich bedarf keiner Schonung. Wo Sie mich nicht widerlegen, da glaube ich siegreich da zu stehn.

Tardow. Vielleicht kommen wir später noch auf das Thema zurück; jetzt handelt es sich um den Widerspruch, in welchen der Allgütige mit dem Allmächtigen geräth, wenn er entsetzliche Leiden anwendet, um vortreffliche Ziele zu erreichen.

Blunau. Der Mensch, der Gottes Wege begreifen will, geräth natürlich in Widersprüche. Was uns Widerspruch scheint, ist keiner für Gott, der die vollendete Harmonie kennt, die wir nur ahnen.

Tardow. Das heißt: der Mensch geräth in Widersprüche, wenn er Gott, dem Wort, mit welchem das Unbegreifliche bezeichnet wird, menschliche Eigenschaften beilegt.

Blunau. Gott ist nicht ein bloßes Wort, ein leerer Schall, sondern das vollkommenste Wesen, eine lebendige Persönlichkeit.

Tardow. Da wissen Sie wieder, was Gott ist und was er nicht ist! Wie Sie dazu kommen das Unbegreifliche so begreiflich zu finden, ist mir unbekannt, aber daß Sie dabei augenblicklich in Widersprüche gerathen müssen, läßt sich beweisen und liegt in der Sache selbst. Was man begreift ist nicht mehr das Unbegreifliche; Gott ist der Unbegreifliche und dennoch wollen Sie ihn begreifen. Sie sagen daher Eigenschaften von ihm aus, die auf Widersprüche führen, und beruhigen sich dabei, daß Sie vom Unbegreiflichen Unbegreifliches mitgetheilt. Unser Verfahren ist ein anderes; wir bezeichnen das Unbegreifliche mit dem Wort: Gott, und bleiben nun consequent. Unbegreiflich heißt bei uns ganz und gar unbegreiflich.

Blunau. Was fangen Sie denn mit dem ganz und gar Unbegreiflichen an?

Tardow. Darauf komme ich später; erlauben Sie mir vorerst Ihnen vollständiger die Kluft aufzudecken, welche die heut geltenden Ideen von den Anschauungen trennt, unter denen das christliche Dogma sich ausbildete. Du klagst über ein Unglück? Bedenke Deine Sündhaftigkeit, ruft es, Gott der Gerechte hat Dich gestraft. Aber ich bin mir doch nicht bewußt, welche Sünde — Unsinniger, heißt es, das ist schon furchtbare Sünde, daß Du keine an Dir bemerkt hast. Ich brauche Ihnen nicht auszuführen, was Alles zur Sünde gestempelt wurde, um den Gläubigen ein tiefes Gefühl ihrer moralischen Versunkenheit einzuprägen. Lachen und Weinen, Spiel und Tanz, Essen und Trinken, nichts ist unschuldig geblieben. Das neugeborne Kind ist straffällig, es ist der Erbsünde verfallen. Wenn es in Zuckungen stirbt, so ist ihm sein Recht geworden, denn das Dogma weiß ja, der Unbegreifliche ist gerecht. Der kürzeste Ausdruck für dieses umfangreiche Gebiet heißt: Du leidest? Glaube, Du verdienst es.

Blunau. Es liegt mir durchaus fern alle Mißbräuche zu entschuldigen, welche sich eingeschlichen haben, allein so viel steht fest, daß Gott, der himmlische Vater, Keinem mehr auflegt als er verdient, und ich will hoffen, daß auch für Sie noch der Tag von Damascus anbrechen wird.

Tardow. Ich kann ihn abwarten; indeß möchte ich vorläufig die Consequenzen Ihrer Behauptung ziehen. Der Satz: das Leiden ist stets verdient, muß das Mitgefühl

abstumpfen. Ich weiß, Sie sagen, der Ausspruch gelte nur für das Bewußtsein des Leidenden, der Nebenmensch dürfe nie eine Lieblosigkeit damit beschönigen. Aber, was verschlägt es, daß die Barmherzigkeit nachdrücklich empfohlen wird, wenn sie in offenem Widerspruch steht mit der Gerechtigkeit Gottes, die Niemand mehr aufbürdet als ihm von Rechtswegen zukommt? Und der Leidende selbst, der glauben soll, daß er mit Recht leidet, sieht er deutlich den Zusammenhang ein zwischen der Ursache, die ihm zur Last fällt und der übelen Wirkung, die er erfährt, so bedarf es offenbar eines Weiteren nicht. Er wird klug werden durch Schaden. Sieht er jedoch den Zusammenhang nicht, soll er sich mit dem Glauben begnügen, daß er irgendwann, irgendwo, irgendwie einmal in Sünde verfallen sei, und nun zur Strafe dafür mit einem Unglück heimgesucht werde, dem Leiden eines Andern vielleicht, eines Sohns etwa, oder einer geliebten Schwester, so muß ihn das unsicher machen in Thun und Lassen, es muß wahrhaft verdummend auf ihn einwirken. Die heutige Bildung und das unbewegliche Dogma widersprechen einander. Daß Ludwig der Sechszehnte leiden muß für den Frevel, den seine Ahnen verübt haben, folgt aus Gesetzen, die wir anfangen zu begreifen; aber daß es gerecht sei den unschuldigen Paul zu bestrafen für die Sünden des Peter, das will uns nicht länger einleuchten.

Blunau. Sind die Irrthümer, die Sie der Religion zur Last legen, hiemit erschöpft, oder haben Sie mehrere noch auf dem Herzen?

Tardow. Noch einen, aber vielleicht den schlimmsten.

Blunau. Lassen Sie ihn nur hören.

Tardow. Gott und seine Eigenschaften stehen dem Dogma fest. Dennoch erhoben sich Zweifel gegen sie schon in sehr alter Zeit. Der Bösewicht im Glück und der Tugendhafte im Leid gaben unaufhörlichen Anstoß. Das Dogma half sich auf zwiefache Weise; es griff entweder zur Seelenwanderung oder zu einem ausgleichenden Jenseit, dem Tartarus und Elysium, Niflheim und Walhalla, Hölle und Paradies. Im kürzesten Auszug lautet es hier: Du leidest? Glaube, es wird Alles vergolten. So weit eine Meinung auf die Natur der Dinge Einfluß zu üben vermag, hat diese Meinung gewirkt, und zwar auf's Verderblichste. Für eine Anweisung, zahlbar im unbekannten Jenseit, hat man die schönsten Güter des Diesseit geopfert. Freiheit und Recht ließ man sich hier nehmen und läßt es noch, weil die Beraubten dort auf Vergeltung rechnen. Die Feinde der Religion, ihre Verächter, die Gewaltthätigen, die Spötter des Glaubens ziehen Vortheil aus dieser Lehre, und die sanftmüthige Schaar der Gläubigen wird gerupft und betrogen. Ein Geist der Unterthänigkeit und des Knechtsinns strömt mit solcher Doktrin in die Menschheit, und geistliche und weltliche Tyrannen beuten ihn aus. Schlimmes fügt die Natur dem Menschen zu, Schlimmeres der Mensch, gestützt auf diese — ich möchte fast sagen höllische Erfindung! Sie hat die Uebel des irdischen Jammerthals vermehrt, indem sie die dreiste Horde der Ungläubigen und Frechen auf die wehrlos gemachte Menge der Glaubens-

frommen hetzte. Ich für mein Theil glaube nicht an persönliche Fortdauer, allein ich kann irren. Keiner von uns hat in dieser Hinsicht eine Erfahrung gemacht, und Sie mögen Recht behalten, aber die Lehre vom Jenseit auf das Verhalten im Diesseit anzuwenden ist ein Fehler, der eingestanden und abgestellt werden muß, wenn Aussicht geschafft werden soll für eine Besserung hienieden.

Blunau. Da werfen Sie wieder den richtigen Gebrauch und den abscheulichen Mißbrauch zusammen. Daß die Religion in ihrer Reinheit ohnmächtig sei dem Erdenleid in wirksamer Art abzuhelfen, muß auf einem Irrthum beruhn, denn die Erfahrung lehrt, daß jede Religion ihren Gläubigen hilft; je besser die Religion und je inniger der Glaube, desto nachhaltiger die Hilfe. Sie verlangen doch nicht, daß eine Religion die Schmerzen auch derjenigen stille, die nicht an sie glauben; das wäre als forderten Sie, ein Heiltrank solle einen Patienten gesund machen, der ihn nicht einnimmt. Für die Ausartungen der himmlischen Trösterin diese selbst verantwortlich zu erklären, solcher Ungerechtigkeit halte ich Sie für unfähig; am gespanntesten aber bin ich zu hören, was Sie an die Stelle der Religion setzen, und welche Rolle dabei Ihrem Gott zufällt, dem ganz und gar Unbegreiflichen und somit auch ganz und gar Wirkungslosen.

Tardow. Darin haben Sie Recht, und ich habe es niemals geleugnet, daß der Glaube mit Sicherheit hilft und Berge versetzen kann, — nur wird er mit jedem Tage unmöglicher. Wie viele denkende Menschen unterschreiben mit

3*

gutem Gewissen heute den zweiten und dritten Artikel des christlichen Glaubens, und wie viele legen den ersten noch in dem ursprünglichen Sinn aus? Die Stütze dieser Art von Religion bricht eben unter ihr zusammen. Die Welt glaubt nicht mehr. Wahrlich, nicht aus Uebermuth! Rohheit und Dummheit mögen auf ihre eigenen Kräfte trotzen, der Gebildete weiß, wie beschränkt sie ist; aber das credo quia absurdum, das: „ich glaube, weil es undenkbar", büßt mehr und mehr seine Giltigkeit ein. — Für ihre Ausartungen nehme ich jede Lehre in Anspruch, und meine damit keine Ungerechtigkeit zu verüben, denn, was Sie Ausartung nennen, ist nur eine nothwendige Seite der Entwickelung des Prinzips, etwas, das im Keime schon lag, der Dorn der Rose, der Stachel der Biene. Die Geschichte keiner Religion bietet so Entsetzliches als die der christlichen, deren Bekehrungseifer, Verfolgungswuth und unmenschliche Behandlung vermeintlicher Ketzer beispiellos dasteht. Das ist kein Zufall; ich kann Ihnen die Ursachen dieser Wirkung deutlich nachweisen. Eine Lehre, die ausdrücklich Geringschätzung des Irdischen predigt, die den Hauptaccent auf das Himmlische legt, die den „wahren Glauben" zum Prüfstein der ewigen Seligkeit macht, Unterwürfigkeit und Ergebung in den Willen eines gerechten Gottes befiehlt, die Offenbarung dieser Gerechtigkeit in das Jenseit verlegt, und Freisinn und Mannesmuth nirgends betont, überläßt nothwendigerweise diese Erde denen, die sie in Anspruch nehmen, giebt absichtlich die Lämmer den Wölfen preis, und muß die Gräuel verantworten, die daraus

entstehen. Das Seelenheil abhängig vom „rechten Glauben", irdisches Leid heilsam, immer verdient, — die Folge heißt: Bekehrung mit Streitaxt und Schwert, Ketzerverbrennung, Ablaßkram, Hexenverfolgung.

Blunau. Ich weiß, das alles und mehr noch ist oftmals unserer heiligen Religion vorgeworfen worden. Es haben Geist und Talent im Verein gesucht den Erdenstaub, der sich um die himmlische Lehre sammeln mußte, als sie hienieden sich heimisch machte, in Schmutz zu verwandeln, welcher der Lehre selbst anhafte; allein niemals ist es gelungen, die Achtung vor ihr zu erschüttern. Welche irdische Einrichtung hätte solchen Anklagen widerstehn können? Liegt nicht in der Ausbreitung und dem Bestand des Christenthums die sicherste Bürgschaft seines göttlichen Ursprungs?

Tardow. Bewahre! sonst wäre dieselbe Bürgschaft für Brahmaismus, Buddhismus, den Islam, ja für den Fetischdienst des blindesten Heidenthums vorhanden, für Lehren, von denen mehrere ausgebreiteter sind als das Christenthum, und von denen einige viel längeren Bestand haben.

Blunau. Das ist ganz etwas Anderes! Aber, was soll denn an die Stelle der Ihnen so verhaßten Religion treten?

Tardow. Mißverstehn Sie mich nicht, Herr Pastor. Ich hasse die Religionen keineswegs! Jede einzelne hat ihre Berechtigung, die ich vollständig anerkenne. Ich behaupte nur, daß jede Religion bei ihrem Entstehen eine Aeußerung des zeitweiligen Kulturzustandes der Bekenner dieser Reli-

gion ist, daß sie der wachsenden Bildung allmählich erliegt, und daß die Vernunft, wenn sie nach allen Richtungen hin weit genug sich entwickelt hat, ihre Stelle ersetzen muß.

Blunau. Die Schöpfung wollten Sie nicht wahr haben, woher nehmen Sie plötzlich Ihre Vernunft?

Tardow. Ich erhob Einwendungen gegen das Wort Schöpfung, weil sich daran der Begriff eines Schöpfers knüpft, und an diesen die Vorstellung eines persönlichen Gottes mit potenzirt menschlichen Eigenschaften, eine Vorstellung, welche nicht stichhaltig ist. Die Welt ist da. Wir wissen, daß unsere Erde eine unendliche Reihe von Entwickelungen durchlaufen hat, daß sie sich noch entwickelt. Auf der jetzigen Stufe ist der menschliche Geist das Höchste, was wir kennen. Sie fragen, woher ich die Vernunft nehme? Ich nehme sie nirgend her, ich finde sie daseiend; neben zahllosen anderen Kräften steht sie, die Denkkraft. Sie maßt sich nicht an den Ursprung irgend einer Kraft zu erklären, sie räumt ein, dieser Ursprung liege außerhalb ihrer Grenzen, sie begnügt sich die Gesetze zu erforschen, nach welchen die Kräfte wirken, die sie vorfindet, und zu denen sie selbst gehört. Die Vernunft löst das Welträthsel nicht, aber sie bildet sich auch nicht mehr ein es zu lösen, sie erkennt bereits an, daß viel Ungelöstes, für sie Unlösbares zurückbleibt.

Blunau. Da thäte sie besser die dargebotene Hand des Glaubens zu fassen, der theils hier theils dort Alles löst.

Tardow. Dort zu lösen verspricht, hier so löst, daß die Vernunft die Lösung nicht anerkennt. Bei fortschreiten-

der Bildung bekommt die Vernunft immer mehr Material zur Verarbeitung. Moses benutzte den Stoff, der ihm vorlag, Jesus ergänzte etwa fünfzehn Jahrhunderte später —

Blunau. Und jetzt, nachdem wiederum etwa neunzehn Jahrhunderte hingeflossen, halten Sie es für zeitgemäß, abermals eine Verbesserung oder, wie es fast scheint, vollkommen neue Gestaltung des bedeutend vermehrten Stoffes zu unternehmen?

Tardow. Sie meinen zu spotten, und verkünden, wenn auch durchaus nicht die ganze Wahrheit, doch allerdings einen Theil derselben. Der Religionsstifter kommt nicht mehr, aber angesammeltes Wissen, welches von selbst die alten Formen zersprengt, umrankt, überwuchert und endlich sie der Vergessenheit überliefert, angesammeltes Wissen liegt massenhaft vor. Es handelt sich nicht um neunzehn sondern um vierunddreißig Jahrhunderte; das Christenthum erhebt sich auf mosaischer Grundlage. Glauben Sie, daß nach einer Entwickelung von mehr als drei Jahrtausenden das alte Fundament lange noch ausreichen kann? Wie wäre es, wenn der Versuch gemacht würde, das nebelhafte Jenseit außer Betracht zu halten, das Unbegreifliche als unbegriffen vollständig ruhen zu lassen, und Alles, was zu einem vernünftigen Leben und Sterben nöthig ist, auf bekannte, unzweifelhafte Naturgesetze zu bauen?

Blunau. Du lieber Gott! Das Experiment, sich am eigenen Haar aus dem Sumpf zu ziehen, muß immer mißlingen.

Tardow. Als meine christlichen Trostgründe gestern

so gar nicht anschlagen wollten, machte ich die unglückliche Mutter darauf aufmerksam, daß ihre Verzweiflung zum Theil wohl aus falschen und unklaren Vorstellungen entspringe. Von Jugend auf sei sie gewöhnt sich als Ebenbild Gottes anzusehn und somit auch Gott als ein Ebenbild ihrer selbst; Macht, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit in unendlichem Maaß gälten ihr als göttliche Eigenschaften, wie sie in sehr viel geringerem Grade diese Qualitäten beim Menschen wahrnehme. Mit Plan und Absicht handle der Mensch — folglich auch Gott, nur unendlich weiser, gerechter, gütiger. Nun bringe sie den qualvollen Tod ihres unschuldigen Kindes in Zusammenhang mit jenem erhabenen Wesen und frage: wenn schon ein gewöhnlicher Mensch, der es vermochte, dem Kinde geholfen hätte, warum nicht der Allmächtige, Allgütige? Ich machte sie aufmerksam darauf, daß vielleicht ihre Vorstellung von Gott eine irrthümliche sei, die Frage durchaus thöricht gestellt, der vermeinte Zusammenhang ein gar nicht wirklicher. Nehmen Sie den größesten Abstand, welchen Sie kennen, etwa den Abstand zwischen Sandkorn und Mensch, Sie werden doch noch Gemeinsames an beiden entdecken, Ausdehnung, Schwere, vor Allem, daß sich beide bis auf gewisse Schranken begreifen lassen, der Abstand zwischen Mensch und Gott aber ist so gewaltig, daß gar nichts Gemeinsames mehr übrig bleibt. Trotz aller ihm beigelegten Eigenschaften, die den Schein des Bekannten um ihn verbreiten, soll Gott dennoch unerforschlich und unbegreiflich sein. Machen Sie mit dem Letzteren Ernst, und das Phantom eines Geistes mit potenzirt

menschlichen Kräften verschwindet. Von jeher hat der Mensch Gegenstände vergöttert, Steine, Pflanzen, das Feuer, die Gestirne, zuletzt seinen eigenen Geist, — immer mit gleichem Mißgeschick. Die Irrthümer des Fetischdienstes, das Ueberflüssige der Thiergottheiten, den Unsinn der Sonnenverehrung belächelt der sogenannt Gebildete, er wird sich entschließen müssen auch den geistigen Gott, zu dem er das Modell seinem armseligen, beschränkten Menschen-Ich entnahm, aufzugeben, denn überall treten die Mängel, die Unvollkommenheiten zu Tage, wo der Mensch etwas Vollkommenes ausklügeln will. Wir können ja über uns selbst nicht hinaus, und sogar wenn wir „offenbaren“ und diese höchste menschliche Leistung als ein übermenschliches Werk hinstellen, der Ursprung verleugnet sich nicht! Gott will, er hat Absichten, er liebt, er haßt, er bestraft, er erzieht! Guckt da nicht überall aus der Gottesvorstellung das Menschenohr? Der Vollkommene will. Dann fehlt ihm noch etwas, dann ist er ja unbefriedigt, also unvollkommen; er liebt? dann empfindet er Wohlsein; er haßt? also empfindet er Schmerz. Wir mögen auf den Thurm steigen oder den Berggipfel erklimmen, wir werden dadurch nicht größer und nicht klüger; gestehen wir die einfache Wahrheit ein: das Unbegreifliche ist nicht zu begreifen. Und nun treten Sie auf das Gebiet des Erkennbaren. Ihr Kind starb, weil es mit einem organischen Fehler auf die Welt kam; es konnte nicht länger leben, weil die Bedingungen nicht mehr erfüllt wurden, die zum Leben nothwendig sind. So weit geht hier das menschliche Wissen, das Fragen nach dem

Warum und die Antwort darauf. Jeder Versuch, Gott mit diesen Vorgängen in Verbindung zu setzen, schlägt fehl, denn Ursache und Wirkung sind menschliche Vorstellungen und hören da auf, wo der Menschengeist seine Schranke findet. Die Natur der Dinge ist es, mit der wir zu thun haben, diese Natur kennen zu lernen ist unsere Aufgabe, uns ihr anzubequemen, darin besteht unser Glück. Gegen sie zu handeln macht elend, mit ihr zu gehen verleiht uns Kraft. Die Unschuld leidet nicht weil sie unschuldig, das Gute verkommt nicht weil es gut ist, sondern, weil in der heutigen Weltordnung Unschuld und Güte allein nicht ausreichen um Bestand und Gedeihen zu sichern. Wo Empfindungsnerven vorhanden sind, giebt es Freude und Schmerz. Im Feuer verbrennt der Unschuldige eben so wie der Verbrecher, das wissen wir, und wenden daher nicht mehr das Feuer an, wie früher geschah, um Unschuld von Schuld zu unterscheiden. Das Gute verkommt, wenn es zu schwach ist; es muß Sorge tragen, stärker zu sein als das Böse, sonst unterliegt es. Sie wußten, daß Ihr Kind sterblich war; Sie begingen daher einen schweren Fehler, als Sie die Möglichkeit seines Todes außer Acht ließen, als Sie vergaßen, daß nichts Irdisches Bestand hat. Sie wissen, daß das Leben kein dauerndes Glück kennt, daß die tiefsten Menschen es bitter beklagt haben, geboren zu sein, auch trauern Sie nicht um das Kind; es hat überwunden, was uns Allen bevorsteht, Sie betrauern nur Ihren Verlust, Ihre Verlassenheit. Sie ist sehr schmerzlich, aber Sie tödten sich nicht, Sie wollen noch leben, — dann wählen Sie!

Hängen Sie Ihrer Betrübniß weiter nach, finden Sie an nichts Menschlichem Interesse und tragen Sie die Qual des Verdumpfens und Hinkränkelns, oder raffen Sie Ihre Kräfte zusammen, benutzen Sie Ihre Fähigkeiten und Mittel, Schmerzen zu lindern, Glück zu verbreiten, und empfinden Sie die Lust des Aufblühens und der Thätigkeit.

Blunau. Welchen Eindruck wohl solch eine Trostrede auf unsere Bürger und Bauern machen würde, wenn man sie an dem Sterbebett eines gelieben Familiengliedes hielte!

Tardow. Ich weiß es nicht. Beim Trost kommt sehr wenig auf's Was und sehr viel auf's Wie an; der warme, aus dem Herzen steigende Ton, die Innigkeit und das Mitgefühl, die sich kund geben, sind das eigentlich Wirksame; was gesagt wird, scheint fast gleichgiltig und jedenfalls stark von der Gewohnheit abhängig und vom anerzogenen Glauben, dessen Richtigkeit die Wenigsten prüfen, und dessen todte Form lange noch feststeht, nachdem der lebendige Geist entfloh'n ist, der einst, auf einer bestimmten Culturstufe der Religionsgenossen, in dieser Form seinen Ausdruck fand. Wir lächeln heut über die alten Griechen, deren naiver Glaube sich an Zeus wandte, den Liebesabenteurer; wird man nicht einst lächeln über einen Glauben, der es für wahr halten konnte, daß dieses irdische Jammerthal, eine Schöpfung, in welcher jede Creatur nur durch Vernichtung anderer Creaturen besteht, in der Eines das Andere zerreißen und vertilgen muß um selbst zu leben, hervorgebracht sei von einem allmächtigen, allweisen, unendlich liebevollen

Geist? Wird man nicht lächeln über eine Zeit, in der solcher Glaube zum Trost der Leidenden diente?

Blunau. Gewiß nicht eher, als bis man einen besseren hat, uud der soll noch gefunden werden. Sie heben immer die eine Seite heraus und vernachlässigen die andere. Würden Sie es vorziehen, wenn man diese Schöpfung mit all ihrer Schönheit und Pracht, mit der Liebesfülle und Aufopferungsfähigkeit, die ihr in so reichem Maaße zur Mitgift ward, für das Werk eines bösen Geistes erklärte?

Tardow. Nicht doch! Das hieße ja einen Irrthum mit einem andern, eben so großen vertauschen. Beides ist gleich undenkbar, aber während Sie diese Undenkbarkeit für die eine Seite gestehen, halten Sie an der anderen fest, die doch genau auf derselben Stufe des Unglaublichen steht. Das Böse läßt sich eben so wenig von einem guten, wie das Gute von einem bösen Prinzip herleiten.

Blunau. Also die alte Lehre vom Dualismus! Ormuzd und Ahriman, Gott und Hyle, —

Tardow. Keinesweges, sondern ein vollständiges Aufgeben des fruchtlosen Bestrebens, das Unbegreifliche irgend wie begreifen zu wollen. Wir können den Anfang nicht denken. Alle Welt giebt es zu und dennoch ist die Macht der Gewohnheit so groß, so tief eingedrückt, so fest eingelegen sind die Falten des Geistes von frühester Kindheit an, daß Wenige nur die Kraft haben, nicht fortdauernd zu versuchen, was man gleichzeitig und eben so fortdauernd für unmöglich erklärt. Wo man nichts weiß, soll man lernen, seine Unwissenheit zu gestehn, vor den Kleinen nicht minder

als vor den Großen; und von jeder Hypothese, die man annimmt, soll man verlangen, daß sie sich selber nicht immerfort widerspreche. Man soll also sagen, daß die Eigenschaften des Urprinzips, oder des Unerforschlichen oder Gottes ganz und gar unerreichbar sind für menschliches Denken, und daß jede Vermuthung darüber, welche menschliche Begriffe auf Uebermenschliches anwendet, der Vernunft in's Gesicht schlägt. Die Einzeldinge sind süß und bitter für uns, eckig und rund, glatt oder rauh, sie wirken auf uns dauernder und flüchtig, böse und gut, schön oder häßlich, schwach oder stark, aber das Gute, Weise, Gerechte herausreißen und als Wesen der Welt, des Urgeistes, Gottes hinstellen, das ist falsch, das hat entsetzliches Unheil gebracht, und muß und wird aufhören bei fortschreitender Bildung.

Blunau. Also, Sie wollen von Gott gar nichts wissen?

Tardow. Wenn es auf meinen Willen ankäme, der sollte nicht fehlen, wahrhaftig nicht! Aber ich sehe ein, daß ich nichts von ihm wissen kann, nichts, nicht das Mindeste. Gott ist mir der höchste, der äußerste Gedanke, zu welchem der Menschengeist gelangen muß, jeder menschliche Geist; je feiner gebildet er ist, desto häufiger, desto bewußter. Weiter zu gehen vermag ich nicht und vermag Keiner. Unser Wissen ist Stückwerk, allein das ist kein Grund, es mit einem Glauben zu flicken, der selbst diesem höchst unzulänglichen Wissen nicht mehr genügt. Jeder Glaube, der in Worte gefaßt den Schein des abgerundeten Ganzen über das Stückwerk zu breiten sucht, fällt dem Zweifel anheim, wird zersetzt, und schließlich als unwahr verworfen. Die

Erde ist ein Tropfen am Eimer des Weltalls, der Mensch ein verschwindendes Staubatom und das Gerede vom Ebenbild Gottes eine bedauernswürdige Thorheit. Wer das erkannt hat, der weiß seinen Weg. Suchen wir unsere Schranken genau zu bestimmen, lernen wir Demuth, richten wir milde, handeln wir gut, und überlassen wir willig und fügsam dem Weltmysterium, was wir weder mit Trotz noch mit Bitten noch mit Erdichtungen ihm jemals entringen werden. Es bleibt für die Kräfte, mit denen der Mensch begabt ist, ein unermeßlicher Spielraum, ohne daß er sie an Probleme zu setzen braucht, welche für ihn unlösbar sind.

Blunau. Hinter scheinbarer Demuth versteckt sich da ein recht auffallender Widerspruch und selbstgefälliger Dünkel. Alles ist gleich unerforschlich, alles geheimnißvoll, nicht zu begreifen, und damit ist Gott als Gegenstand der Erkenntniß höflichst bei Seite geschafft. Nun sollte man meinen, die Herren wären mit ihrer Weisheit am Ende, aber durchaus nicht, im Gegentheil, jetzt beginnt erst ihre erleuchtende Thätigkeit. „Das Wesen der Dinge ist unerforschlich" steht auf der Thür, und drinnen im Saal destillirt und secirt und experimentirt und calculirt man, als ob Arbeiten der Art den Schaden wieder gut machen könnten, den die Seele genommen!

Tarbow. Im letzten Grunde ist Alles gleich unerforschlich, der Staub wie der Mensch, und ich erinnere Sie an die Wichtigkeit, die ich der klaren Erkenntniß des Satzes beilege, das menschliche Denken ist außer Stande, den absoluten Anfang zu fassen, aber bis zu diesem Anfang

führt ein unendlicher Weg. Es gilt heut zu Tage mit Recht bei uns für eine eben so nothwendige als würdige Beschäftigung des Menschen, die Eigenschaften der Dinge zu studiren, ihre Einwirkungen auf einander zu prüfen, die Gesetze zu finden, nach denen sie sich bewegen, das Wesen der einzelnen Naturkräfte zu erkennen, die geistigen Kräfte, das Denken, Fühlen und Wollen mit eingerechnet. Je vernünftiger wir uns heimisch machen auf unserer Erde und je bekannter mit ihr, desto mehr erfüllen wir unsere Aufgabe, desto bestimmter erfahren wir, worauf wir zu rechnen haben und worauf nicht. Der Glaube verliert dabei täglich Boden, allein das ist unschädlich, denn einst, als das Dogma seine tyrannische Herrschaft noch ausübte, als der Glaube die Hauptsache war, als wissenschaftliches Streben für Werk der Finsterniß und des Teufels galt, befand sich die Moral darum nicht besser. So weit Fortschritt möglich ist unter den Menschen, — und das ist nicht sehr weit, — vermehrte Bildung allein kann ihn anbahnen.

Blunau. Nehmen Sie mir's nicht übel, mir scheint, Sie betrügen sich selbst. Hinter alledem, was Sie sagen, steckt eine Selbsttäuschung. Haben Sie schon einmal in Ihrem Leben recht tief gelitten?

Tardow. Ich habe meine Braut, das Liebste, was ich auf Erden besaß, ein engelgutes Mädchen, langsam an Brandwunden sterben gesehn, die sie bei der Explosion eines Dampfkessels erhielt. Genügt Ihnen das?

Blunau. Sie Unglücklicher! Wo fanden Sie Kraft, das Entsetzliche zu tragen?

Tardow. Wo jeder sie findet, der nicht erliegt; in mir selbst.

Blunau. Und wer verlieh Ihnen diese Kraft?

Tardow. Da ich den Ursprung keiner Kraft zu fassen vermag, so weiß ich Ihnen hierüber nicht Rechenschaft abzulegen. Aber das weiß ich, die Vorstellung ein allmächtiges und allgütiges Wesen habe bei jenem Ereigniß die Hand im Spiele gehabt, ist mir nicht in den Sinn gekommen.

Blunau. Wie stellen Sie sich bei solchen Ansichten die Harmonie in der Weltordnung vor, deren Ihr Gemüth doch sicher bedarf?

Tardow. Harmonie? Ordnung? Das sind menschliche Begriffe; in den Werken des Menschen suche ich sie, und wo sie mir fehlen, thue ich das Meinige, sie hinein zu bringen, aber auf die Welt darf ich diese Begriffe nicht anwenden, sobald Sie mehr darunter verstehen, als starre Gesetzmäßigkeit. Bestimmte Ursache, regelmäßige Wirkung, mehr begreife ich von der Welt nicht. Die Forderungen meines Gemüthes und meiner Vernunft werden von der Welt nicht befriedigt, aber das verleitet mich nicht dazu, mir einzubilden, sie seien erfüllt, es sei eigentlich alles vortrefflich. Ich erblicke eine in ihrem Grunde mir unerklärliche, bald herrliche, bald grauenhafte Natur, und in ihr den Menschen, der bald sie genießt, bald furchtbar von ihr gemartert wird. Aus dieser Thatsache erwächst ihm die Aufgabe, durch vernünftige Benutzung der Natur ihre Uebel=

stände möglichst zu heben, und sorgfältig darauf zu achten, daß er selber keine hinzufügt.

Blunau. Aber auf diesem Standpunkt kann ich nur einen Augenblick verharren, er genügt mir nicht für die Dauer. Aus dem Diesseit der räthselhaften Natur flüchte ich in das Jenseit, zu dem alle Räthsel lösenden Gott.

Tardow. So wenig ich Willens bin, Sie hier festzuhalten, so wenig bin ich im Stande, Ihnen dorthin zu folgen. Auf den Flügeln des Glaubens schwingen Sie sich in die Gefilde des Paradieses, mit dem Stabe der Vernunft wandele ich die mühsame Erdenbahn. Sei es so; Jedem das Seine.

Blunau. Nach allem, was ich vernommen, scheint Gott für Menschen von Ihrer Richtung durchaus überflüssig. Sie könnten sich eben sowohl ohne ihn behelfen. Welches Motiv haben Sie, nach dem Guten zu streben?

Tardow. Schon aus der Art, in welcher Sie dieses Thema auffassen, leuchtet der prinzipielle Gegensatz, der zwischen uns herrscht. Welches Motiv wir haben, das Gute zu erstreben? Unsere Natur vorerst; uns jammert das Elend, wir suchen ihm also zu steuern und bringen es nicht über das Herz, es zu mehren; und dann unsere Einsicht, den richtig gebildeten Verstand, der uns sagt: fordere nicht, wo Du nicht eben so viel leistest. Wir wissen, daß Ungerechtigkeit Haß erzeugt, daß Gewalt Hinterlist und Heimtücke nach sich zieht, trotz aller Ermahnungen unsere Peiniger zu lieben, und dieses Wissen macht freundlich und gerecht.

Was den zweiten Punkt anlangt, so erlauben Sie mir die Frage an Sie zu richten, welche Sie dem Sinne nach mir gestellt, wozu brauchen Sie Ihren Gott?

Blunau. Ich? Zu Allem! Ich kann ohne Gott nicht athmen, nicht leben! Mein Schöpfer, mein Erhalter ist der Gedanke, mit welchem ich anfange, bei welchem und in welchem ich ende. Er ist mein Heil, mein Trost, meine Rettung, meine Zuflucht für und für.

Tardow. Und wenn Ihr Athem stockt, —

Blunau. So geschieht sein heiliger Wille, und ich gehe ein zu dem, von dem ich einst ausgegangen.

Tardow. Wenn Sie unter Hunderten einer Lebensgefahr entronnen sind, —

Blunau. So erhebe ich dankend die Hände und segne den, der mich rettete.

Tardow. Und als meine Braut in Qual verschied, da hatte ich dankend die Hände zu erheben und den zu preisen, der sie nicht rettete.

Blunau. Allerdings! Der Herr hatte sie Ihnen gegeben, der Herr entriß sie Ihnen; sein Name werde gepriesen in Ewigkeit! Wer ist, der ihm vorschreiben, der ihn meistern will?

Tardow. Wahrlich nicht ich! Aber zu danken für etwas, dessen freundlichen Sinn ich nicht einsehe, widerstrebt meinem Wahrheitsgefühl. Wer hätte von Herzen gedankt in der Gemüthsverfassung, in welcher ich damals lebte, und solche Unnatur fordert die Consequenz Ihres Dogma's! Oder genügt es, Dankgebete zu sprechen, ohne das Gefühl

des Dankes zu hegen? Ein übles Dilemma, Unnatur oder Lippendienst.

Blunau. Jesus sprach: Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.

Tardow. Ich konnte nicht. Ich war glücklich, so lange ich meine Braut mein nannte, ihr Verlust traf mich mit erschütterndem Schlag, und die Lehre, ein liebender Vater habe sie mir durch einen martervollen Tod gnädig entrissen, — lassen wir das! Ich litt, und jetzt, etwa nach zwanzig Jahren, ist die Wunde nicht vollständig vernarbt. — Mein Gott, Herr Pastor, ist die letzte, die größeste Einheit, welche mein Geist aufstellen muß, wenn er denkt; die Einheit des Weltalls. Unmöglich kann die Vernunft mit einer Vielheit abschließen, auch den Dualismus erträgt sie nicht, ihre Natur fordert ein allumfassendes Eins, worin und wodurch alle Verschiedenheit erst denkbar wird. Benutzen, gebrauchen, handhaben kann ich diesen Gottesgedanken nicht, aber mich ohne ihn behelfen eben so wenig, als ihn zu einer Persönlichkeit einschrumpfen lassen, ihn als Ich abgrenzen. Jede Grenze zwingt den Gedanken, weiter zu gehn, über die Grenze hinaus, und so endet das Denken mit einem nicht weiter zu ergründenden Allesumschließenden. Sie helfen sich mit der „unendlichen Persönlichkeit", einer contradictio in adjecto, der unendlichen Endlichkeit dem Widerspruch in sich selbst. Zu diesem unausbleiblichen Resultat gelangen Sie, Sie wissen weßhalb, weil Sie den

natürlich mißlingenden Versuch machen, das Nichtzubegreifende begreiflich darzustellen.

Blunau. Alle Widersprüche, die Sie zur Schau legen, sind Widersprüche der Vernunft, deren Unzulänglichkeit Niemand bereitwilliger einräumt als ich; eben deswegen halte ich fest am Glauben. Sie aber haben kein Auge für den größesten aller Widersprüche, den, in welchem Sie selbst unausgesetzt sich bewegen.

Tardow. Und der wäre?

Blunau. Die Vernunft ist der einzige Stab, auf den Sie sich lehnen, und zugleich erklären Sie diesen Stab für viel zu kurz. Was folgt daraus?

Tardow. Nur, daß ich sehe, wie wenig es mir bisher gelungen ist, mich Ihnen verständlich zu machen. Ich gestehe, daß die Vernunft zur Beantwortung vieler Fragen nicht ausreicht, aber am Glauben halten, wo die Vernunft versagt, heißt sich an das Seil klammern, nachdem die Stütze gebrochen, an welcher das Seil hing. Die Leuchte der Vernunft erhellt die Finsterniß, die uns umgiebt, nicht vollständig, aber sie bleibt unser einziges Licht, sie glänzt täglich heller, und sie genügt bereits, uns deutlich erkennen zu lassen, wie wir zu handeln haben.

Blunau. Bei solchen Ansichten kann ich Sie nur bedauern. Die Vernunft gleicht dem Wetterhahne, der die Windrichtung anzeigt aber nicht feststeht. Die Vernunft erklärt heute für richtig, was ihr gestern falsch vorkam, und was ihr morgen möglicherweise zweifelhaft dünkt. Hoch über ihr, außer dem Bereich wechselnder Meinung, strahlt

unerschütterlich und unwandelbar der Glaube, die Offenbarung des ewigen, dreieinigen Gottes.

Tardow. Unerschütterlich? unwandelbar? Moses und Jesus haben die Keime zu dem geliefert, was die Christen der ersten vier Jahrhunderte unter den widerlichsten Zänkereien zum sogenannten Glauben verarbeiteten. Und dieser Glaube sollte über der Vernunft stehen? Erinnern Sie sich, daß im Gegentheil die Vernunft über diesen Glauben wiederholt zu Gericht saß, daß sie in Kirchenversammlungen über ihn stritt, die andersgläubige Minorität verketzerte, verdammte, prügelte, todtschlug, daß die verschiedenen Kirchen mit ihrer Vernunft die Kirchenversammlungen bekritteln, die einen für giltig erklären, die andern verwerfen, — nein, nein, Herr Pastor, der Mensch kann die Vernunft nicht umgehen, nicht überschreiten. Sie ist seine höchste, seine beste Eigenschaft, und nicht sie wechselt, sondern das Material, welches sie benutzt. Die Erfahrung wird täglich größer und dadurch brauchbarer. Als die Erfahrung noch sehr gering war, hat die Vernunft versucht, den Glauben fest zu stellen, ein Dogma zu fabriziren. Sie kommt allmählich zur Einsicht, das sei unmöglich. Gar manche Köpfe wissen bereits, daß mit wachsender Erfahrung das Glauben sich ändern muß, daher beginnt man schon hier und da Jedermann glauben zu lassen, was er glauben will oder kann, und sorgt dafür, daß sich die Bildung vertiefe und ausbreite.

Blunau. Die Bildung, zu der es gehört, daß man die Weisheit der Weltregierung, den freien Willen, die Unsterblichkeit der Seele ableugnet!

Tardow. Nicht das Leugnen gehört zur Bildung, sondern nur, daß man die Tragweite dieser Fragen sich deutlich macht, daß man nicht Worte nachspricht, bei denen man nichts denkt. Wenn ein Erdbeben Tausende von Menschen in ihrem Wohlstande vernichtet, sie tödtet, sie verstümmelt, so gilt Ihnen das als Akt einer weisen Weltregierung, mir als ein Ereigniß, welches auf Menschen eben so wenig Rücksicht nimmt, als auf Thiere, Pflanzen und Steine. Die Weisheit zu begründen, die Sie behaupten, vermögen Sie nicht; noch weniger sind Sie im Stande, Liebe und Gerechtigkeit mit dieser Weisheit in Einklang zu bringen, aber darauf kommt es Ihnen auch gar nicht an. Werden Sie gedrängt, so ziehn Sie sich hinter das Bollwerk der Unbegreiflichkeit Gottes zurück. Mit welchem Recht gilt Ihnen das Unbegreifliche für liebevoll, weise und gerecht? Wir vermeiden nur eine Inconsequenz, wenn wir sagen: Liebe, Weisheit, Macht und Gerechtigkeit sind menschliche Begriffe, die wir auf Gott nicht anwenden können, die wir jedoch bei allen menschlichen Einrichtungen und Handlungen zu bethätigen haben, weil das zu unserem Vortheil ausschlägt. Und die Tragweite des strittigen Punktes? Sie ist, wie die Tragweite aller rein theologischen Satzungen gleich Null. Es kommt gar nicht darauf an, ob man sagt: „ich begreife die Weisheit dieser Anordnung nicht, aber ich halte sie für weise"; oder ob man erklärt: „ich begreife den Zweck dieses Vorganges nicht und habe daher kein Urtheil über ihn". Jedenfalls sucht man im neunzehnten Jahrhundert dem Unglück vorzubeugen, ihm

abzuhelfen, und, Herr Pastor, ich frage Sie, wenn der Mensch eine Vorrichtung erfände, welche das Erdbeben so unschädlich für ihn machte, wie etwa der Blitzableiter den Blitz, würde er diese Vorrichtung nicht anwenden trotz der Weisheit, die auch im Erdbeben sich geltend machen soll? Die Bildung zeigt sich unter Anderem darin, daß man kein Urtheil fällt, wenn man nichts von der Sache versteht, und aus diesem sehr zureichenden Grunde enthält sich der Gebildete jedes Urtheils über die Weltregierung. Er sucht die Naturgesetze kennen zu lernen und durch Benutzung gewonnener Kenntnisse die Uebel zu mindern, welche die Natur ihm anthut.

Blunau. Wollen Sie auch der Lehre von der Unsterblichkeit die Tragweite absprechen?

Tardow. Gewiß! Das Dogma lehrt Auferstehung des Fleisches, — bleiben wir bei der Unsterblichkeit der Seele, verständlicher ausgedrückt, bei der unvergänglichen Fortdauer unseres Bewußtseins. Während wir leben, hat es verschiedene Grade und verschiedenen Inhalt; es ist abwechselnd schwach, stark, oft gar nicht vorhanden, anfänglich arm, dann reich und reicher, in späterer Zeit oft wieder leerer. Das „Ich", die Hauptvorstellung darin, auf die wir den eigentlichen Werth legen, ist der Begriff, welcher das Kind, den Jüngling, den Mann, den Greis, den Frohen, den Traurigen, den Tänzer und Springer, den Gelähmten und Kranken als einen und denselben zusammenfaßt, ein Begriff ganz wie der, welcher den Baum als denselben weiß, wenn er jung ist, im Alter, im Blüthenzustand, entlaubt,

mit Blättern bedeckt, abgehauen und in Scheite zerlegt, — was da fortleben soll, ich weiß es nicht; aber nehmen wir an, es lebe ein Ich-Bewußtsein fort nach dem Tode, welche Wichtigkeit hätte das für unser jetziges Dasein?

Blunau. Eine ganz unermeßliche! Der Glaube an Fortdauer nach dem Tode giebt Kraft im Leiden, Hoffnung in Trübsal, Festigkeit im Unglück, Freude im Elend, erhebt den Schwachen, beflügelt den Starken, durchbricht hemmende Schranken, mit einem Worte, verwandelt die Lebenswüste zum bloßen Durchgang in ein lachendes Eden.

Tardow. Entweder ich habe noch nie von etwas gehört, das so viel verspricht und so wenig hält, oder es ist solch ein Glaube nur ein Gemälde der Phantasie, das in Wirklichkeit nicht existirt.

Blunau. Wer sagt Ihnen das?

Tardow. Die Erfahrung. Ich sehe die Strahlen nicht, die solch ein entzückender Glaube, wie einen Heiligenschein um sich verbreiten müßte. Mitleidig und sanft gegen die umnachteten Brüder, gleichgiltig gegen die Schätze dieser Welt, erhaben über kleinliche Streitsucht, Neid, Rechthaberei, kurz, anders als sie sind, müßten die Menschen sein, die von solch einem Glauben beseelt wären! Aber es predigen ihn die Herrschsüchtigen und Stolzen den Gedrückten und Elenden. Ich kann einer Ueberzeugung nicht trauen, deren Thaten im Widerspruch stehen mit ihren Worten.

Blunau. Sie blicken dahin, wo der Gegenstand **nicht** ist, den Sie suchen, statt dahin zu schauen, **wo** er ist. Bei den Kranken und Schwachen finden Sie Hoffnung, Ver-

trauen und Glauben, denn das Christenthum spendet Trost da, wo man seiner bedarf. Nicht für die Reichen und Glücklichen ist der Herr gestorben, er hat freudig sein Leben gelassen für die Geprüften und Armen.

Tardow. Die herzlich wünschen, daß ihnen die Prüfung erlassen und die Armuth in Reichthum verwandelt werde. Ich spreche dem Unsterblichkeitsglauben die Tragweite ab, weil er außerordentlich selten weit trägt. Ein sittliches Motiv wäre die Hoffnung auf den Orden des Paradieses jedenfalls nicht, und Furcht vor dem ewigen Zuchthaus der Hölle eben so wenig; aber, wie erklären Sie es, daß selbst da, wo man an Himmel, Fegefeuer und Hölle glaubt, häufig die gröbste Unsittlichkeit vorhanden ist? Es giebt nur eine Erklärung, die nemlich, daß der Unsterblichkeitsglaube fast immer zu schwach ist böse Erdengelüste zu dämpfen. Er hat also nur den Werth eines rein persönlichen Gutes; er ist ein unschätzbares Glück für den, der ihn in eiserner Festigkeit hegt. Wer ihn nicht hat und nicht braucht, der entbehrt ihn auch nicht, und wer ihn braucht und nicht finden kann, dem bleibt eine Sehnsucht ungestillt, ein großer aber leider nicht ungewöhnlicher Uebelstand hier auf Erden.

Blunau. Die Kaltblütigkeit, mit welcher Sie Ihr Secirmesser führen, wird bei Freunden der Vivisektion gewiß alle Anerkennung finden. Aber das Schwierigste soll noch kommen. Sie betonen die Sittlichkeit und leugnen die Freiheit des Willens. Durch welche Zauberkunst werden Sie ohne Willensfreiheit zur Sittlichkeit gelangen? Der

Anfang besteht wohl darin, daß Sie durch geschickte Gruppirung der Argumente den Schein hervorrufen, auch das sei gleichgiltig, ob man den Willen für frei oder unfrei erkläre?

Tardow. Gestatten Sie mir vorerst einige Worte zur Orientirung. Wir haben wohl beide längst eingesehn, daß ein wirklicher Streit zwischen uns vollkommen unmöglich ist. Was Ihnen als sicherer Boden gilt, ist mir eine Fata Morgana, und was mir festen Ankergrund bietet, erscheint Ihnen als flüchtiges Wolkenbild. Wir können nicht Einer des Anderen Pfad wandeln, wir können nur Mittheilungen machen über die Bahn, die Jeder für sich verfolgt. Die Ihrige fordert Flügel, und diese Gliedmaßen fehlen uns gänzlich. Der Aether, in welchem Sie leicht sich wiegen, trägt uns nicht mehr; wir prüfen sorgfältig seine Bestandtheile und schütteln ungläubig das Haupt. Eine göttliche Offenbarung, bestehend aus lauter Mysterien, die wieder im Jenseit offenbar werden sollen, eine heilige Schrift, über deren Kanon der Mensch von jeher gestritten hat, ein Buch, von welchem die Einen behaupten, es sei Gottes Wort, die Andern, es enthalte nur Worte Gottes, gemischt mit menschlichen Zuthaten, die Dritten, es sei ganz und gar menschliche Arbeit, ein Buch, bei welchem eine zersetzende Kritik auch nur denkbar ist, — doch, das führt mich zu weit. Sie sind der Ansicht, ich brächte durch eine besondere Gruppirung der Argumente einen Schein hervor. Das ist in keiner Weise mein Zweck. Was ich sage, ist meine feste Ueberzeugung, für mich also volle Wirklichkeit. Und nun

zur Sache. Ja; ich behaupte, die Sittlichkeit hat mit der Freiheit durchaus nichts zu schaffen. Es giebt keinen freien Willen und dennoch waltet sittliches Streben in jedem Menschen, der nicht des Verstandes beraubt ist. Was verstehen Sie unter den Worten „freier Wille?“

Blunau. Ihre Fertigkeit, Weizen scheinbar in Spreu zu verwandeln, ist groß, Herr Tardow, aber ich bin doch neugierig zu hören, wie Sie das versprochene Kunststück ausführen werden. Der freie Wille ist bekanntlich das Vermögen der Selbstbestimmung.

Tardow. Nun hat aber der Mensch sich nicht selbst bestimmt; kein Atom seines Wesens, seine Schwäche und Kraft, seine Empfänglichkeit oder Stumpfheit, die Art seiner Erziehung, den Ort und die Zeit seiner Geburt, nichts, gar nichts hat er bestimmt, folglich ist er durchaus unfrei.

Blunau. Nicht durchaus, sondern nur soweit er von seiner ursprünglichen Natur sich nicht losmachen kann. Wenn er das Gute vom Bösen unterscheiden gelernt hat, wählt er frei.

Tardow. Womit sollte er von der Natur sich los machen? Welches Mittel, welches Werkzeug stände ihm zu Gebot? Seine Natur entfaltet sich nach unveränderlichen Gesetzen; in jedem Moment ist er, gleich allen andern Geschöpfen, ein Erzeugniß seines ursprünglichen Wesens und seiner Geschichte, das heißt, aller Erlebnisse, welche sein ursprüngliches Wesen gestaltet haben.

Blunau. Was ihn aber von allen Geschöpfen unterscheidet, vor allen ihn auszeichnet, das ist eben die Wahl-

freiheit, die Freiheit des Handelns, die ihn zum Thier hinabwürdigen und fast zum Engel erhöhen kann.

Tardow. Wer eine Wahl trifft, wer einen Entschluß faßt, der hat einen Grund; Alles aber, was einen Grund hat ist nothwendig und nicht frei. Es wählt eben ein Jeglicher nach seinen Gründen, nach den Motiven, welche für seine Natur die bestimmenden sind. Dieselbe Wärme macht Thon hart und Wachs weich; dieselbe Gefahr lockt den Ajax zum Kampf, scheucht einen Thersites in die Flucht, und läßt den Odysseus' einen Hinterhalt legen. Frei ist nur das, was keinen Grund hat, das Grundlose, das Unbegründete, und dafür ist im Bereiche menschlichen Denkens kein Platz. Wo das Grundlose beginnt, da hört unser Denken auf.

Blunau. Und trotz alle und alledem fühle ich mich vollkommen frei bei meinen Entschlüssen, wenn nicht äußerer Zwang eintritt.

Tardow. Sie fühlen sich frei von jedem Zwang aber nicht frei von jedem Grund, — der natürlich nicht immer bis zum klaren Bewußtsein sich zu erheben braucht, sondern oft unbestimmtes Gefühl bleibt, — der Grund aber, der Ihren Entschluß hervorruft, zeigt, daß sie in der Kette von Ursache und Wirkung, also im Bereich der Nothwendigkeit verharren. Sie fühlen sich frei und sind dennoch gebunden. Ihr Auge sieht die Bewegung der Sonne, und dennoch steht fest, daß diese Bewegung nur Schein ist.

Blunau. Dann weisen Sie mir den Schein und die Ursache des Scheins nach.

Tarbow. Der Schein der Freiheit entsteht dadurch, daß man vor und nach dem Entschluß sich die Möglichkeit anderer Entschlüsse vorstellen kann. Sie überlegen des Breiteren ob Sie ausgehen sollen oder nicht; da sieht es so aus als könnten Sie Beides thun oder lassen. Endlich gehn Sie. Weßhalb? Weil die Gründe für's Gehn die Gründe für's Nichtgehn überwogen. Sie gehn also aus zureichenden Gründen, Sie müssen gehn, wenn sämmtliche Umstände, die äußeren und die inneren, so liegen, wie sie eben in dem Moment liegen. — Später findet es sich, daß Sie klüger gethan hätten zu Hause zu bleiben. Da sieht es wieder so aus als wäre das möglich gewesen, und doch ist es Schein, denn man vergißt, daß man den Grund zu Hause zu bleiben, den man jetzt kennt, damals noch nicht kannte, daß er daher auch nicht zu wirken vermochte. Giebt man genaue Rechenschaft von allen Bedingungen, die vorhanden sein müssen, damit etwas Bestimmtes geschehe, so sieht man, daß immer nur Eines geschehen kann und muß, nämlich das, dessen sämmtliche Bedingungen erfüllt werden.

Blunau. Aber ich fühle doch keinen Zwang, und den müßte ich fühlen, wenn ich gezwungen meine Entschlüsse faßte.

Tarbow. Sie fassen Ihren Entschluß nicht gezwungen, sondern begründet, nicht durch Zwang, sondern durch ein Motiv bestimmt, das Ihnen, für den Augenblick wenigstens, genügt. Die Nothwendigkeit tritt keineswegs immer unter der Form des Zwangs auf; Zwang, das heißt fühl-

bare Nothwendigkeit, merkt man nur dann, wenn man einsieht, daß man gegen den Willen wollen mußte.

Blunau. Das verstehe ich nicht.

Tardow. Der Wille bleibt sich nicht immer gleich; der Handelnde ist häufig ein ganz Anderer als der Betrachtende; der Wille des Letzteren steht oft mit dem Willen des Ersteren im entschiedensten Widerspruch. Wen der Jähzorn ergriff und zu Thaten hinriß

„die er vergeblich nimmer gewollt",

deren er später sich schämt, die er schmerzlich bereut, der weiß von dem Zwange, dem er erlag, der fühlt ihn nachträglich. „Die Gewalt des Augenblicks", „der Zauber der Sünde", „die Verlockung des bösen Beispiels" — das sind Ausdrücke für den Zwang, dessen man später sich bewußt wird. Ist man einverstanden mit sich, billigt man, was man gethan, so fühlt man die Nothwendigkeit nicht, aber sie ist vorhanden, denn nichts läßt sich denken, das ohne genügenden Grund geschähe; kein Gefühl regt sich, kein Gedanke blitzt auf ohne zureichende Veranlassung, ohne Nothwendigkeit.

Blunau. Für Sie hat das Wort Freiheit also gar keinen Sinn?

Tardow. Ueberall, wo ich die Abwesenheit eines Verbotes, eines Druckes oder Zwangs aussprechen will, gebrauche ich dieses viel gemißbrauchte Wort, und wünsche von Herzen alle Welt brauchte es nur in diesem verneinenden Sinn. Frei von Zahnweh, frei von Zorn, frei von polizeilicher Aufsicht, frei von Ketten, das lasse ich mir ge-

fallen, aber frei ohne Bestimmung wovon, frei von Allem, bringt Confusion in die Köpfe. Im gewöhnlichen Alltagslauf der Dinge gilt der für frei, der seiner Vernunft folgt, der sich entscheidet nach ruhiger Ueberlegung. Gewalt, Drohung, Leidenschaft und Aehnliches stören ihn nicht, so weit ist alles in Ordnung, und man kann für den gewöhnlichen Gebrauch sehr wohl sagen: je vernünftiger ein Mensch ist, desto freier ist er. Aber halten wir fest, daß er diese Vernunft sich nicht selber verliehen hat, daß sie abhängig ist von Umständen, höchst ungleich bei verschiedenen Menschen, von wechselnder Stärke bei einem und demselben Individuum, um neun Uhr billigend und jubelnd genießend, was sie um zehn verdammt und bereut; immer bestimmt, begrenzt, bedingt durch ursprüngliche Anlage und tausend und aber tausend frühere und jetzige Einflüsse, innere und äußere Zustände und Verhältnisse.

Blunau. Das erniedrigt den Menschen zur elenden Maschine. Jedes edlere Streben, jedes höhere Gefühl, das Ideal, Alles, Alles verschwindet, und nichts bleibt übrig als ein erbärmliches Rechenexempel, bei dem von Tugend und Laster, Lohn und Strafe, Pflicht und Gewissen eben so wenig die Rede sein kann als bei einem complizirten Dampfapparat.

Tardow. Ich leugne das vollständig; allein angenommen es wäre so, glauben Sie wirklich, daß Seelengröße, Edelmuth, Aufopferungsfähigkeit und Alles, was diesem Gebiet angehört, sich erobern lasse durch Annahme der

Formel: „der Wille ist frei", mit anderen Worten: „der Mensch kann wollen ohne genügenden Grund"?

Blunau. Wenn ich Sie richtig verstehe, so meinen Sie, jedes Motiv wirke auf einen eben vorhandenen Seelenzustand mit einem bestimmten Reiz, und die im Momente des Handelns stärkste Ursache bedinge die That mit der Nothwendigkeit, welche dem Verhältniß von Ursache und Wirkung anhaftet.

Tarbow. Genau so.

Blunau. Heißt das nicht deutlich das Handeln des Menschen läßt sich berechnen? Von sechszehn Begierde nach fremdem Eigenthum ziehe ab drei Furcht, addire zwölf Hoffnung auf Nicht-entdeckt-werden, multiplizire mit acht Gewohnheit, dividire durch ein Viertel Vernunft, giebt als Resultat Diebstahl unter erschwerenden Umständen. Ist das nicht Maschine, ist das nicht Rechenexempel?

Tarbow. Wenn die Zahlen bekannt wären, ja; allein, da Sie, statt der von Ihnen gesetzten bestimmten Ziffern, lauter unbekannte Größen, immer x, y und z haben, so ist Ihre Frage durchaus zu verneinen. Dem Thier und der Pflanze schreiben Sie freien Willen gewiß nicht zu, die Instinkte, Motive, Reize und Hemmungen, welche hier wirken, sind jedenfalls bestimmt, und dennoch fällt es Ihnen nicht bei, Thiere und Pflanzen als Rechenexempel anzusehn. Unendlich complizirtere Verhältnisse aber schaffen und weben im und am Menschen, die gesammte Außenwelt übt Einfluß auf ihn, in der mannigfaltigsten Weise greift er ein in sie, und nur, weil wir behaupten, all dies bewußte und

unbewußte Leben und Schaffen, dieses rastlose Wechselwirken herüber und hinüber sei kein bloßes Spiel des Beliebens, sondern im Gegentheil es sei festen Gesetzen unterthan, es bewege sich in ununterbrochener Kette von Ursache und Wirkung, benutzen Sie Ausdrücke wie Maschine und Rechenexempel um unser Streben zu brandmarken, ein edles Streben, das darauf gerichtet ist diese Gesetze kennen zu lernen und für das Wohl des Menschen sie anzuwenden?

Blunau. Streben! Als ob von einem vernünftigen Streben zu sprechen wäre, wenn überall blinde Nothwendigkeit herrscht.

Tardow. Weßhalb blinde? Im Menschen, der die Nothwendigkeit sieht, wird die Nothwendigkeit sehend.

Blunau. Wozu sollte man streben, wenn Alles nothwendig ausfällt, wie es gerade ausfällt, also doch nicht zu ändern ist?

Tardow. Sie fragen wozu? Um die Nothwendigkeit zu erfüllen! Der todesmuthige Märtyrer und der gesinnungslose Renegat, sie handeln beide nach ihren Gründen, der Eine handelt genau so nothwendig wie der Andere. Jeder muß seiner Natur folgen, muß seinem Ideal nachstreben, und muß den Lohn seines Wesens und seiner Thaten erndten. Als Luther auf dem Reichstage zu Worms erklärte: „ich kann nicht anders", gab er einen Beweis von der Stärke seines Willens, aber gewiß nicht von der Freiheit desselben. Als Cranmer den Widerruf unterschrieb, zeigte sein Wille sich schwach, als er den Widerruf zurücknahm und den Feuertod standhaft erlitt, strahlte sein Wille

in prachtvoller Glorie, und beide Male durfte er wahrheitsgetreu sagen: „ich kann nicht anders“. Jedermann denkt, fühlt, will und handelt in jedem Augenblick, wie er muß.

Blunau. Dann ist Liebe ein Unding und Achtung eine Narrheit! Wie kann ich lieben und achten, wenn ich weiß, was ich liebe und achte ist nicht freie That, sondern aufgezwungenes Wesen?

Tardow. Aufgezwungen ist ja nur das, womit man selbst unzufrieden ist! Sie geben der unschuldigen Thatsache einen Ekelnamen und finden sie dann widerlich. Was Sie lieben und achten ist nicht das aufgezwungene sondern das innerste Wesen. Sie fragen die Lilie nicht ob sie auch Schierling sein könne, Sie fragen Ihre Geliebte nicht ob ihre Güte, ihr Edelsinn, ihre Anmuth ihr aufgezwungen worden, Sie lieben, was Ihnen gefällt, Sie achten, was Ihnen Werth hat und wollen und können nicht anders. Die Nothwendigkeit äußert sich in unsern Gefühlen so stark, und so sehr befinden wir uns im Einklang mit dieser Nothwendigkeit, daß der Versuch, einmal das Gegentheil zu probiren, uns nie in den Sinn kommt. Hier bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit die Theorie von der Freiheit des Willens auf eine entscheidende Probe zu stellen. Verwandeln Sie nur eine Minute lang Ihre Liebe in Haß, Ihre Achtung in Geringschätzung, Ihre Zuneigung in Widerwillen, oder umgekehrt, schenken Sie einfach durch „freies Wollen“, ohne vorhandenen Grund, der Zanksucht, der Unreinlichkeit, der Bosheit Ihre Sympathie, und wenn keines von beiden Experimenten eine Spur von Erfolg aufweist

dann gestehen Sie ein, daß die Verbindung des Wortes „frei" mit dem Willen nur Schall ist ohne Gedankeninhalt.

Blunau. Gegen bessere Erkenntniß sich selbst bestimmen hieße den freien Willen mißbrauchen!

Tardow. Und mit besserer Erkenntniß sich selbst bestimmen heißt nach Gründen handeln und auf dem Gebiet der Nothwendigkeit bleiben.

Blunau. Nun, wenn Sie einmal von diesem Boden nicht fortgehen wollen, so lassen Sie jetzt aus ihm das sittliche Streben aufkeimen. Ich glaube für diese Pflanze dürfte ein schlechterer gar nicht zu finden sein.

Tardow. Da er der einzige ist, den es giebt, so bleibt keine Wahl, aber ich sehe auch nicht die mindeste Schwierigkeit. Der Mensch ist ein denkendes Wesen, er nimmt die einzelnen Dinge nicht blos als einzelne wahr, sondern zerlegt sie in ihre Bestandtheile, verbindet sie nach seinen Einfällen, Bedürfnissen und Zwecken, und stellt Vergleiche an und Beziehungen. Damit ist eigentlich Alles gesagt.

Blunau. Wenn Sie im Stande sind etwas deutlicher sich auszusprechen, so bitte ich Sie es zu thun, denn bis jetzt habe ich noch keineswegs begriffen, wo Sie hinaus wollen.

Tardow. Sie scheinen zu glauben mit der Nothwendigkeit sei selbstverständlich der Indifferentismus, die Gedankenlosigkeit, die Stagnation verbunden, und doch ist das Gegentheil der Fall. Jedes Saamenkorn wird eine

Pflanze, wenn Boden, Wärme, Feuchtigkeit, Licht und andere Bedingungen es gestatten, die ihrerseits vortheilhaft, schädlich, verschönernd, mißgestaltend auf das Korn einwirken. Vermöge seiner Natur und der Verhältnisse, in denen er lebt, muß der Mensch auf das mannigfaltigste streben, nach unzähligen Richtungen hin sich entwickeln, geistig wie körperlich. Mit größerer oder geringerer Energie, mit klarerem oder dunklerem Bewußtsein stellt jeder Mensch, eben weil er ein Mensch ist, ein geselliges, ein denkendes, ein vergleichendes Individuum, sich Ideale. Was ihm gefällt, was er loben hört, will er sein und erringen, was ihn anwidert, was er verachtet sieht, will er vermeiden und nicht sein. Mehr Skalpe im Gürtel zu tragen, ein stärkerer Ringer, der beste Trinker, der gewandteste Dieb, der frommere Beter, der reichste Besitzer zu werden, durch zügellose Rohheit, durch nervenschwache Delikatesse, durch hohe Orden, durch zierliche Kleider, durch Prunk und durch Macht zu imponiren, vollständige Muße zu haben, ein größeres Feld für praktische Thätigkeit sich zu verschaffen, durch Gleichmuth, durch Tüchtigkeit und großartige Leistungen sich auszuzeichnen, durch Unabhängigkeit, Rechtlichkeit, Edelsinn, Treue bis in den Tod und Wahrhaftigkeit sich selbst zu genügen und Anderen wohl zu thun, sei es, was es auch sei, streben muß der Mensch. Irgend etwas hat er, das er erreichen, festhalten, verbessern, sichern, genießen, durchdenken, gestalten will. Darin besteht seine Nothwendigkeit, sein Trieb. Weder im Guten ist hier eine Grenze zu finden noch im Bösen; das Edelste und Gemeinste kann zum

Ideal werden, denn unendlich verschieden sind die Anlagen und Neigungen, zahllos die Einflüsse, unter denen sie wachsen und Form gewinnen.

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
„Die Sonne stand, zum Gruße der Planeten,
„Bist alsobald und fort und fort gediehen,
„Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
„So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
„So sagten schon Sibyllen und Propheten;
„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
„Geprägte Form, die lebend sich entwickelt".

Nach dem Gesetz; die willkührlichste Willkühr, die scheinbarste Freiheit, die schrankenloseste Ungebundenheit, sie hat ihr Gesetz, sie muß. Die Naturanlage, die herrschende Sitte, die anerzogene Gewohnheit, üben den bestimmenden Einfluß auf die Ideale. Je geringer der Kulturzustand, desto beschränkter ist ihre Zahl und ihr Werth, je höher die Bildungsstufe des Volkes, der Gesellschaftsklasse des speziellen Kreises, je begabter und feiner angelegt das Individuum, desto mannigfacher und edler die Richtungen, nach welchen das Streben hingehen muß.

Blunau. Muß! Immer und ewig dasselbe Muß! Da wird die Moral das überflüssigste Ding von der Welt!

Tardow. Bewahre der Himmel! Nicht das überflüssigste sondern das natürlichste. Es bedarf keiner offenbarten Gebote, sie entwickeln sich im Lauf der Geschichte von selbst. Die Anlage zur Sittlichkeit liegt im Menschen; sie besteht in dem schwächeren oder stärkeren Trieb, den er hat, Ideale zu setzen, und die Richtung, welche dies Streben nimmt, hängt von der Erkenntniß des Strebenden ab.

Die Erkenntniß ist aber ein Produkt der Lehre, welche empfangen wird und des Bodens, auf welchen sie fällt. Die Lehre kann wechseln, und sie ist der einzige Faktor, der sich verändern läßt, auf sie kommt es daher wesentlich an; auf richtige Lehre, auf Erziehung zur Vernunft, auf gutes Beispiel; im Uebrigen sind wir ohnmächtig. Den Boden, die Natur vermögen wir nicht zu wandeln. Ich meine, ein gefühlloser, beschränkter Mensch kann höchstens gute Gewohnheiten und feine Sitten annehmen, aber die Flachheit und Gefühllosigkeit, der seichte Verstand und das harte Herz machen ihn unfähig mehr zu thun als nachzuahmen. Wo ihn die Regel verläßt, die er gelernt, ist er verlassen; er ist nicht im Stande Edles aus sich selber heraus zu erzeugen, er kann es im Sittlichen nicht weit bringen.

Blunau. Nicht weit bringen? Auf sittlichem Gebiet nicht weit bringen? Die Vorschriften befolgen, die Christus gegeben hat, kann Jeder.

Tarbow. Ich glaube nicht, daß der Zanksüchtige friedfertig, der Gefühllose barmherzig, der Bösartige reines Herzens werden kann. Nach meiner Auffassung liegt da ein Irrthum vor, der wieder auf der alten Verwechselung beruht. Man hält das, was man sich vorstellen kann für möglich, und vergißt, daß es allerdings möglich für die Vorstellung, aber deshalb noch nicht ohne Weiteres möglich für die Wirklichkeit ist. Wasser kann fest, flüssig und gasartig vorgestellt werden, aber es kann immer nur in einer dieser drei Formen wirklich auftreten, in der nämlich, deren

Bedingungen vollständig erfüllt sind. Sie können den Geizhals verschwenderisch, den Leichtsinnigen besonnen, den Arglistigen offen sich vorstellen, Sie dürfen jedoch nicht übersehen, daß die so leicht gedachte Veränderung nur dann sich verwirklicht, wenn ganz bestimmte Bedingungen obwalten; daß zum Beispiel ein sehr mächtiges Motiv vorhanden sein muß, um der Memme auch nur den ernstlichen Willen einzuflößen einer drohenden Gefahr ruhig ins Auge zu blicken, und der Wille ist lange noch nicht die That. Das bloße: „Du sollst“ genügt leider nicht den Charakter zu ändern. Allein ich gehe noch einen Schritt vorwärts. Halten Sie den schon für sittlich, der gegebene Vorschriften befolgt?

Blunau. Wer Christi Geboten nachlebt ist ein sittlicher Mensch.

Tardow. Wer fremde Gebote erfüllt ist gehorsam; zur Sittlichkeit gehört, daß das erfüllte Gebot mit der Ueberzeugung des Handelnden übereinstimmt.

Blunau. Damit wäre jedem persönlichen Dafürhalten Thüre und Thor geöffnet.

Tardow. Dafürhalten ist keine Ueberzeugung, und ihrer bedarf ich, wenn ich von Sittlichkeit reden soll. Gern gebe ich zu, daß die Ueberzeugung eine irrige sein kann, allein eben so möglich ist es, daß das Gebot ein falsches oder die Auffassung des Gebots eine verkehrte ist. Dem Irrthum bleiben wir unterworfen, so lange wir Menschen sind, und nur die Erfahrung, und, auf ihr sich gründend, die Bildung helfen uns weiter. Hunderttausende fraß im Namen

des Christenthums das Schwert und die Flamme, weil den Bekennern der Religion der Liebe die Bildung fehlte. Ich komme wieder auf meinen Refrain zurück: höchstens der Bildung gelingt, was die Religion anstrebt, und zeigt die Natur sich widerspenstig, so wirkt auch die Bildung nicht nachhaltig.

Blunau. Oh, dieser Verstand der Verständigen! Sittlich nennen Sie den, welcher der eigenen Ueberzeugung folgt; der eigenen Ueberzeugung gemäß handelt bei Ihnen Jedermann, denn er stellt sich sein Ideal nach seinen Bedürfnissen, also gilt alle Welt Ihnen für sittlich. Ein herrliches Resultat!

Tarbow. Die zweite Prämisse ist falsch, und zur ersten gehört noch eine kurze Erläuterung. Ja wohl, Jeder ist sittlich, der seiner Ueberzeugung gemäß handelt, aber er ist es nur für sich, nicht für Andere, die seine Ueberzeugung nicht theilen. Um von Andern für sittlich gehalten zu werden, muß man mit ihnen ins gleiche Horn stoßen, muß sagen und thun, was bei ihnen für Recht gilt. In den verschiedenen Gemeinschaften keimen aus natürlichen Gründen sehr verschiedene Sitten und Gewohnheiten auf, welche der Durchschnittsbegabung und Durchschnittsbildung des Volkes, des Stammes, der Gegend, der Gesellschaftsklasse entsprechen. Was verlangt wird, steht immer im richtigen Verhältniß zum allgemeinen Können, denn eben dies Können fast Aller bildet den Maaßstab, und was die gewaltige Mehrzahl ohne besondere Anstrengung leistet, wird von Einzelnen strenge gefordert. Bleibt er unter dem Niveau

der geforderten Mittelmäßigkeit, so trifft ihn Tadel, Verachtung und Strafe; erhebt er sich über diese Fläche, so erndtet er Lob und Bewunderung, — bis er zu hoch steigt und Anstoß giebt, dann wehe ihm!

„Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
„Die Wenigen, die was davon erkannt,
„Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
„Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
„Hat man von je gekreuzigt und verbrannt".

Aber ganz gründlich mißverstanden haben Sie mich, wenn Sie glauben, weil Jeder sein Ideal sich bilde, wie seine Natur und Erkenntniß ihn antreiben, darum wolle und handle er auch stets seinem Ideale gemäß. Zwischen Wunsch und Vollbringen liegt eine verhängnißvolle Kluft, und nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt ihr Denken, ihr Gefühl, ihr Begehren und ihr Können auch nur annähernd in harmonischen Einklang zu bringen. Obschon ich einen Unterschied mache zwischen Gehorsam und Sittlichkeit, sind Sie wohl einverstanden mit mir, wenn ich „Schuld" jenes Schmerzgefühl nenne, welches entsteht, sobald man auf sittlichem Boden anders gehandelt hat als man gesollt oder gewollt.

Blunau. Also auch Schuld giebt es, wo die Nothwendigkeit waltet?

Tardow. Gewiß, und nur durch die Nothwendigkeit wird Vieles begreiflich, was sonst nicht zu begreifen ist, unter Anderm die Schuld. Wie kommt der Mensch dazu seinem Ideal zuwider zu handeln, wie kommt er zur Schuld? Die herkömmliche Theorie meint, durch den Miß-

brauch der Freiheit. Sie sagt: Jeden Augenblick kannst du der edelste, liebenswürdigste, vortrefflichste Mensch sein, dir und Andern zur Lust, wenn du nur willst, und du kannst stets wollen, denn dein Wille ist frei. Gleichviel ob du zornig, verdrießlich, übereilt, ob du voll Rachsucht, Neid, Habgier oder Eigensinn bist, — dein Wille ist frei, nichts kann ihn binden. Diese Antwort muß falsch sein, denn wäre sie richtig, so läßt sich kein Grund absehen, warum jemals ein Mensch verkehrt handeln, warum er die herrliche Freiheit nicht brauchen, weshalb er den Schmerz der Schuld sich aufbürden sollte?

Blunau. Und wie würde die richtige Antwort lauten?

Tardow. Das Ideal, das Ergebniß all deiner Eindrücke, Vergleiche, Ueberlegungen, bildet den Maaßstab, nach welchem du Alles beurtheilen mußt, also auch deine eigenen Thaten. Du bist aber unfrei; deine Trägheit, die Selbstsucht, die Leidenschaft, die Furcht, die Gedankenlosigkeit, lauter Dinge, die du mißbilligst, sind oftmals mächtiger als dein Ideal zuläßt. Sobald solch ein Fall eintritt, leidest du, leidest, weil du dich unfrei, gezwungen, geknechtet fühlst, weil du anders hast wollen und handeln müssen als dein Ideal fordert. Alle jene Begriffe, mit denen man so viel Noth hat und doch nicht fertig wird, wenn man sie aus der Freiheit abzuleiten versucht, — die eben, anders als negativ aufgefaßt, selbst ein Phantom ist, — ergeben sich ungezwungen und leicht, wenn man sich nur entschließt in dem verwickelten Geflecht von Ursachen und Wirkungen sorgfältig die einzelnen Fäden festzuhalten und zu

verfolgen. Gut und Böse, wie schon Spinoza gefunden hat, nennen wir, was den Menschen in seinem Streben entweder fördert oder zurückhält. Daher erscheint nach der Verschiedenheit des Strebens dasselbe Ding bald gut, bald nicht gut; so lange die Trinklust herrscht, der große Vorrath von Wein als ein Segen; wenn die Besonnenheit über die im Trunke verübten Unthaten richtet, als Fluch. Alles kann gut und Alles kann böse sein, je nach dem Standpunkt des Urtheilenden, und Nichts ist böse und gut für sich allein, ohne Bezeichnung der Umstände. Lohn und Strafe sind Mittel, die Schwäche zu unterstützen, die Unfreiheit zu bekämpfen. Verdienst ist Gefühl oder Bewußtsein wohl angewendeter Kraft, Schuld nichts anderes als Gefühl oder Erkenntniß der Ohnmacht. Wo ich Jemandem ein Verdienst zuschreibe, da äußert er eine Kraft, welche das durchschnittlich von mir beanspruchte Maaß übersteigt, wo ich ihn schuldig nenne, da hat er sich schwach in einem Grade gezeigt, den ich nicht gelten lasse.

Blunau. Eine absonderliche Anschauungsweise! Müssen schließt jede Schuld aus; wer stehlen mußte, ist des Diebstahls nicht schuldig.

Tardow. Ihre Art, diesen Gedanken auszudrücken, trübt die klare Auffassung des Sachverhältnisses. Sie brauchen das Wort „müssen" stets nur im Sinne von: widerwillig und unter Zwang handeln; es soll aber bedeuten: nicht anders können. Sie müssen athmen, Sie müssen sehen, wenn Sie die Augen aufschlagen, Sie müssen, und fühlen doch keinen Zwang, Sie thun es sogar recht gern. Nicht

jedes Muß ist ein Zwang. Nun meine ich: Alles, was geschah, konnte nicht anders geschehn; die Möglichkeit, daß es auch anders hätte kommen können, liegt nur in unserer Vorstellung, die gewisse Bedingungen, welche eintraten, außer Acht läßt; in der Wirklichkeit, die sich aus allen nothwendigen Bedingungen zusammensetzt, mußte es geschehen, weil sämmtliche Bedingungen erfüllt waren. Stahl also Jemand, so konnte er nicht anders als stehlen, und ob er schuldig befunden wird oder sich schuldig fühlt, hängt ganz von Umständen ab. Gehört er zu einem Stamm, bei welchem der Diebstahl Sitte ist, oder für erlaubt gilt, so ist von Schuld gar nicht die Rede; lebt er dagegen in einer Gesellschaft, welche persönliches Eigenthum achtet, so halten die respektabeln Mitbürger ihn alle für schuldig, denn was die Allgemeinheit mühelos kann, verlangt sie vom Einzelnen. Wuchs er in einer Diebesfamilie auf, und lernte er seine That nicht als eine unsittliche betrachten, so wird er bei der Entdeckung sich vielleicht Mangel an List, an Gewandtheit vorwerfen, nicht aber den Diebstahl als solchen; wenn er es aber selber für unsittlich hält, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen, wenn Redlichkeit zu seinen Idealen gehört und er aus Schwäche gesündigt hat, also etwa dem Funkeln des Goldes erlag, dem Zureden verlockender Kameraden nicht Widerstand zu leisten vermochte, wenn eine verführerische Gelegenheit ihn zum Dieb stempelte, dann kann er nicht anders als Reue empfinden, er muß das schmerzliche Gefühl der Schuld durchmachen.

Blunau. Aber der Zwang schließt doch bei jedem vernünftigen Menschen die Zurechnung aus!

Tardow. Gewiß; nur versteht man dann unter Zwang entweder Drohung oder Gewalt, und beide kommen beim Schuldgefühl nur vor, wenn man, — wie in meinem vorhin angeführten Beispiel Cranmer, — das Ideal hat für einen bestimmten Zweck stärker zu sein als jede Drohung, als jede Gewalt. Im Moment der Sünde folgt der Wille Motiven, welche das Gewissen, das heißt, die urtheilende Vernunft mißbilligt. Im Augenblicke der schuldigen Handlung weiß aber Niemand von Zwang; lusterfüllt oder gedankenlos thut er, was später ihn anekelt oder schmerzt. Ekel und Schmerz sind Empfindungen, die sich nicht fort disputiren lassen. Ich weiß sonnenklar, daß ich nie anders zu handeln vermochte, als ich handelte, ich weiß, wenn ich meine Ideale verletzte, war ein hinreichender Grund vorhanden, aus Unfähigkeit, aus Mangel an Thatkraft, aus Uebereilung, kurz, aus Schwäche geschah es; allein dieses Wissen beschützt mich nicht gegen das Leiden, welches mit dem Gefühl der Ohnmacht immer verknüpft ist. Ich fühle mich schuldig, obschon ich weiß, daß ich schuldig sein mußte.

Blunau. Wenn Alles geschehen mußte, wie es geschah, so lassen Sie hoffentlich von der Zukunft ein Gleiches gelten; da ist dann auch Alles nothwendig, nichts ist da abzuändern, und folglich kann man nichts Besseres thun, als ruhig die Hände in den Schooß legen und abwarten, was kommen wird.

Tardow. So steht die Sache durchaus nicht, denn

unsere Zukunft macht sich nicht ohne sondern mit uns. Wie weit meine Kraft in der Vergangenheit reichte, welchen Motiven ich folgte, das weiß ich; was der nächste Moment bringen wird, ist mir noch unbekannt, und wenn ich die Wirkungen der Trägheit und der Versäumniß, der Unbesonnenheit und der Uebereilung schmerzlich erdulde, so wird mir ein recht empfindlicher Antrieb gegeben, künftig besonnener und thatkräftiger zu sein. Es hat Niemand die äußersten Grenzen seiner Kraft ausgemessen; ein verstärktes Motiv läßt uns bisweilen ganz Unverhofftes leisten. Die Lehre, daß Wirkungen nur erfolgen, wenn genügende Ursachen vorausgingen, ist wahrlich nicht dazu angethan, dem Nichtsthun das Wort zu führen.

Blunau. Sagen Sie, was Sie wollen, es ist doch nichts besser zum Einschläfern und bequemen Sich-gehenlassen eingerichtet als die Doktrin: wer Schuld hat, der kann nichts dafür, wer sich Verdienst erwirbt, eben so wenig; nothwendig ist Alles und Jedermann thut stets, was er thun muß.

Tardow. Gebrannte Kinder scheuen die Flamme! Fürchten Sie nichts. Die Bequemlichkeit wird nie überhand nehmen, so lange und je mehr ein Jeglicher lernt und erfährt, daß die Folgen seiner Handlungen hauptsächlich ihn selbst treffen.

Blunau. Was höchst ungerecht ist, wenn er für seine Thaten nichts kann.

Tardow. Ungerecht? Ja, sehr ungerecht nach menschlichem Denken, aber mit welchem Recht wenden Sie einen

Begriff auf die Weltordnung an, der nur für das Verhältniß der Menschen unter einander Geltung besitzt?

Blunau. Ich verstehe Sie nicht.

Tardow. Sie finden es ungerecht, daß die Folgen der That das Individuum treffen, obgleich feststeht, daß diese That nothwendig war, „wie des Baumes Frucht?"

Blunau. Sie etwa nicht?

Tardow. Ich urtheile nicht über die Welteinrichtung; ich suche ihre Gesetze und nütze sie aus zum Vortheil des Menschen.

Blunau. Ich weiß immer noch nicht, was Sie eigentlich meinen.

Tardow. Kann Jemand dafür, wenn er außergewöhnlich dumm, häßlich, ungeschickt, mit siechem Körper geboren wird?

Blunau. Was soll das hier?

Tardow. Die Frage nach der Zurechnung an ihrer Wurzel fassen. Die Gedanken und Thaten des Menschen sind ja nur eine Folge seines inneren Wesens und seiner äußeren Lage. Sehen Sie die Dinge einmal unbefangen und ohne vorgefaßte Meinung klar an. Jedes Geschöpf muß sein gesammtes Ich, seine Eigenschaften und deren Entwickelung erleben, es muß sein Loos hinnehmen, wie es gefallen. Nicht die Thaten allein, bei welchen doch noch der täuschende Anschein der Freiheit uns umgaukelt, sondern sogar das sichtbarlich Angeborene, von uns muß es bezahlt, vertreten und ausgeduldet werden. Die Folgen der Dummheit, der Häßlichkeit, des Ungeschicks, des kränklichen Körpers,

sie alle treffen das unschuldige Ich; und ebenso unverdient, wie es leidet, genießt es. Verstand und Talente, Anmuth und Kraft, Güte und Sanftmuth, Eigenschaften, die uns Ehre eintragen und Liebe und Zutrauen, — unser Werk sind sie nicht, aber uns werden sie angerechnet, wir streichen den Lohn ein. So stehen die Thatsachen, die wir nicht ändern, wohl aber benutzen können. Wir werden immer die Wirkungen unserer Eigenschaften einander zurechnen müssen, wir werden stets unter der Herrschaft der Sympathie und des Widerwillens Wonne empfinden und Leid; strenge Mittel die Bosheit zu zügeln und unschädlich zu machen werden nie zu entbehren sein, aber die Einsicht kann wachsen und sich ausbreiten, daß wir des Mitleids würdiger sind als des Hasses, und daß unsre gesellschaftlichen Zustände und unsere Staatseinrichtungen den wesentlichsten Antheil der Schuld tragen, welche am unglücklichen Einzelnen gerächt und geahndet wird. Die Eitelkeit, die Selbstüberhebung, der Hochmuth, die Intoleranz, diese giftigen Blüthen der Freiheitslehre, müssen zusammenschrumpfen, wenn unsere vollständige Abhängigkeit allgemeiner erkannt sein wird.

Blunau. Vollständige Abhängigkeit? Glauben Sie wirklich ein Mensch zu sein, dem jede Lust für eigene Anstrengung abhanden gekommen, in dem jede Spur kräftiger Selbstthätigkeit gänzlich erloschen ist?

Tardow. Wie schwer es doch wird, einen folgerichtigen Zug der Gedanken Jemandem zu verdeutlichen, der, an andere Vorstellungen gewohnt, diese für die allein richtigen, für die allein möglichen hält! Lust zur Anstrengung, kräf=

tige Selbstthätigkeit? Vielleicht habe ich beides, aber zugleich das Bewußtsein, daß dieses Glück nicht mein Werk ist, daß die Lust mir verliehen, die Kraft mir gegeben ward. Erlauben Sie mir noch einen Versuch, mich Ihnen verständlich zu machen; mißlingt er, so soll er der letzte sein, mit welchem ich Sie behellige. Alles, was existirt, ist der Veränderung fähig, aber nichts existirt, was Sie außerhalb seiner bestimmten Gesetze zu modeln im Stande sind. Den weitesten Umfang der Veränderlichkeit besitzt der Mensch; er ist geistig und körperlich der größesten Anzahl von Umgestaltungen fähig, aber in seine Gesetze gebannt bleibt auch er, frei von ihnen macht er sich nie, und das erste dieser Gesetze heißt: nach Selbstbefriedigung muß er streben. Zahllos sind die Wege, welche er einschlägt an dieses Ziel zu gelangen, in tausend und aber tausend Gestalten schwebt es ihm vor, und doch ist es immer dasselbe, er will glücklich werden, und muß, weil er ein geselliges und zugleich ein denkendes Geschöpf ist, das eigene Glück im Glück eines beschränkteren oder umfangreicheren Kreises suchen, er muß glücklich machen. Trotz bester Absicht schlagen indeß seine Versuche unendlich oft in ihr Gegentheil um, weil der Wahn und die Einbildung ans Werk gehen statt der auf Erfahrung sich stützenden Vernunft. Deshalb dringe ich immer auf Eines nur, auf Bildung, und verstehe darunter nicht Vielwisserei, sondern richtige Erkenntniß. Das unnütze, nur sich selber genugthuende Reden über Dinge, von denen man gar nichts weiß, muß aufhören, denn es pflanzt nur den Keim der Unwahrheit, der Selbstüberhebung, des gedanken-

losen Nachbetens in die jungen Gemüther. Menschliche Rohheit und Unwissenheit vermehren auf grauenvolle Art die Uebel, mit welchen wir heimgesucht werden ohne unser Zuthun; Rohheit und Unwissenheit zu beseitigen, Gesittung und Verständniß für die Naturgesetze zu verbreiten, das ist die Aufgabe. Es ist unmöglich, daß wir alle einander lieben; so wenig Feuer und Wasser sich jemals befreunden, so wenig können entgegengesetzte Charaktere den Kampf vermeiden aber das Ziel des Kampfes und die Art, wie er geführt wird, sind unendlicher Verbesserung fähig und dringend benöthigt.

Blunau. Ich zweifle nicht im Geringsten an Ihrem guten Willen, allein Ihr Werk muß mißlingen. Die menschliche Weisheit, wenn sie nicht aus Gott zu Gott arbeitet, ist eitel, wie alles unter der Sonne, und müht sich vergebens.

Tardow. Um den Menschen zu den ersten Civilisationsstufen heranzubilden, waren die Religionen gewiß unumgänglich nothwendig. Der unmittelbare Befehl der Gottheit, die man im Blitzstrahl sah, im Rollen des Donners hörte, war sicherlich das wirksamste Mittel bestialische Sitten, wüste Rohheit und starren Trotz leichter zu brechen und zu bändigen; aber die Individuen, welche sich dieses Mittels bedienten, die Religionsstifter, wie sehr sie auch ihre Zeit und Umgebung überragten, standen doch unter dem Einfluß ihrer Umgebung und ihrer Zeit. Sie konnten nicht anders als auf Herrschaft ausgehen, sie forderten und erzwangen blinden Gehorsam und zähmten Wilde um nützliche Sklaven zu erziehen. Später, als die ersten Religionen bereits eine

gewisse Cultur in den obersten Schichten einiger besonders bildungsfähigen Stämme hervorgebracht hatten, mögen wohl einzelnen Genies höhere Ziele, vielleicht sogar das höchste, allgemeine Betheiligung Aller am großen Werk der Vermenschlichung der Menschheit vorgeschwebt haben, allein die, welche ihre Ideen zur Ausführung brachten, unterlagen sehr bald der Versuchung persönlichen Einfluß auf Kosten der großen Menge zu gewinnen. Die Religionen haben die Bildung wesentlich unterstützt und gefördert, allein immer nur so weit, als es das Interesse und die Beschränktheit der Priesterzunft erlaubte. Darüber hinaus gebot man stets der Wissenschaft Umkehr und verketzerte sie als Teufelswerk, — vierhundert Jahre vor Christus in Athen, sechszehn Jahrhunderte nach Christus in Rom, heute wie damals, — und das ist natürlich, denn der Glaube und die kirchlichen Dogmen wollen ja grundsätzlich unveränderlich bleiben, sie müssen sich also dem Fortschritt und der historischen Entwickelung widersetzen. Die Bibelstellen, auf welche die heilige Inquisition sich berief, stehn heute da, wie zu den Zeiten der Albigenser. Woran liegt es, daß heutzutage Ketzer nicht mehr verbrannt werden? Die Bildung ist eine andere geworden, die Bildung verbietet es. Daß man Irrsinnige als Kranke dem Arzt zuführt, daß man sie nicht mehr als vom Teufel Besessene dem Henker überweist, daß man wirklich nur selten noch den Versuch macht, durch Prozessionen, Fasttage und Gebete Einfluß auf ungünstiges Wetter zu üben, daß man lieber Kanäle zieht, um die Bewässerung zu regeln und

Eisenbahnen baut um den Verkehr zu erleichtern, daß man viel gleichgiltiger ist bei der Frage, wie Fleisch und Blut Christi sich zum heiligen Abendmahl verhalten als wenn es einen bestrittenen Punkt der Volkswirthschaftslehre gilt, daß man durch Handelsverträge auf direktem Wege erlangt, was man indirekt und ganz ohne es zu beabsichtigen durch die Kreuzzüge zu Stande brachte, alles das und viel mehr noch ist wohlthätige Folge der zunehmenden Bildung.

Blunau.

„Ja wohl, es ist ein groß Ergetzen,
„Zu schau'n, wie wir's zuletzt so herrlich weit gebracht!"

Aber ich hoffe, die Zeit ist nicht gar fern, in welcher alle Welt deutlich erkennen wird, daß man

„Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
„Und froh ist, wenn man Regenwürmer findet."

Tardow. Die Werthschätzung der Dinge ist freilich verschieden, aber gegen das Wort „zuletzt" muß ich Protest einlegen. Wir stehen im allerersten Anfang, in den Vorbereitungen zum Uebergange aus der Epoche der Kirchen in die der Humanität. Noch stecken wir tief in der Barbarei. Unter der Herrschaft des bisherigen Prinzips erhält die unendliche Mehrzahl des Volkes unverständliche Phrasen als Grundlage und Hauptbestandtheil der Erkenntniß, sie bleibt roh, unwissend und abergläubisch, und wird von einer begünstigten Minorität jammervoll ausgebeutet. Bis an die Zähne gerüstet stehen die christlichen Staaten eifersüchtig und mißtrauisch gegen einander auf der Lauer. Eine Regierung, die wirklich einsieht, sie sei um des Vol-

kes willen vorhanden, und nicht das Volk da für ihre Liebhabereien und Quälversuche, wird angestaunt als merkwürdige Seltenheit. Milliarden werden vergeudet um Millionen einer fruchtbringenden Beschäftigung zu entziehn, sie kärglich zu nähren, zu kleiden und abzurichten Andere ihresgleichen, die ihnen nie etwas zu Leide gethan, möglichst wirksam, wie Ungeziefer, zu vertilgen. Sie sehen, es bleibt noch Manches zu thun! Ich weiß, daß der Mensch sich niemals in einen Engel wird umwandeln lassen, aber ich bin fest davon überzeugt, daß besseres Verfahren bessere Resultate hervorbringen, daß menschliche Weisheit und menschliche Wissenschaft noch viel Thörichtes abstellen, viel Gutes einführen wird. Erziehen wir die Jugend zu der Einsicht, daß es die Aufgabe des Menschen sei Leiden zu lindern, nicht sie zu schaffen, daß Ruhm den Wohlthätern der Völker, nicht ihren Schlächtern gebührt. Wir werden erfreulichere Zustände anbahnen, wenn wir bestehende Verhältnisse vollständig umkehren, wenn wir die Summe, die heut für Kulturzwecke ausreichen muß, dem Schutz der Gesellschaft zuwenden, und was jetzt der sogenannten Wehrhaftigkeit zuströmt, für Bildung und Kultur anlegen. Die Wahrheit, daß unsere Erde voll ist von Uebeln, hat der Glaube dazu benutzt ein vollkommenes Jenseit zu erträumen, die Vernunft beginnt die Leiden des Diesseit abzustellen, und, wo das ihre Kraft übersteigt, sie zu mildern.

Blunau. Und was thut sie, wenn auch die Linderung außerhalb ihrer Macht steht?

Tardow. Da lehrt sie geduldig tragen, was sich nicht ändern läßt.

Blunau. Dann leitet der Pfad, zu dem Sie den Wanderer einladen, in eine verödete Wüste, und Jeder ist zu beklagen, der ihn einschlägt. Der Pilger mag unterwegs manche lockende Frucht vom Baum der Erkenntniß brechen, deren Genuß ihm süß däucht, aber am Ende erwartet ihn Bitterkeit. Eine andere Bahn betreten wir. Sie ist rauh und beschwerlich, das wird Keinem verhehlt, aber am Ziel steht der Heiland und ruft den Gläubigen zu: kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. So gewiß die Vernunft eine unvertilgbare Kraft ist, die Gott in den Menschen gepflanzt, so gewiß hat er noch eine stärkere ihr beigesellt, die Sehnsucht alle Räthsel gelöst zu sehn, welche die Vernunft aufgiebt und nicht löst. Wer das Diesseit allein festhält, der wird auch vom Diesseit festgehalten, und das Höchste, was er erreicht, ist eine verbissene, trostlose Resignation. Wer das Jenseit umfaßt, der wird auch vom Jenseit umfaßt, emporgehoben, sicher getragen, und Trost findet er selbst in der verzweifeltesten Lage. Prüfet Alles und behaltet das Beste! —

Tardow. Hier trennen sich unsere Wege; ich will zu meiner Patientin von gestern und muß Sie verlassen. Jeder von uns hat wohl Recht für sich und Unrecht für seinen Gegner. Wenn ich die Sehnsucht alle Räthsel gelöst zu sehen durch Formeln befriedigen könnte, deren Sinn mir vollständig verloren gegangen ist, wie gern gäbe ich die

Resignation auf, die Sie verbissen und trostlos finden! So aber ziehe ich meine Resignation Ihren Formeln weit vor, denn sie leitet mich zu den ewigen Gesetzen der unbewußten und im Menschen theilweise bewußten Natur. Für Sie steht die Wahrheit fest; sie ist auswendig zu lernen; für mich ist sie im ewigen Werden und Wachsen begriffen, und lohnt dem, der sie sucht, mit stets erneuter Beseligung. Auch ich sage, prüfet Alles und behaltet das Beste. —

Druck von Franz Krüger in Berlin, Linden-Straße 40.

Druck von Franz Krüger in Berlin, Linden-Straße 40.

Seemann, Otto S.

Wohin?

Berlin 1866